SOLIDARISCH

BDA 2.22

SOLIDARISCH

INHALT

4 Ein Wort voraus
Cornelius Tafel

6 Terrae Motus
Erwien Wachter

8 Uneasy professionals?
Martin Düchs

14 Spatial Solidarity
Michael Gebhard

18 Solidaire ou Solitaire?
Klaus Friedrich

21 Grenzenlos?
Cornelius Tafel

24 Nach oben offen
Cornelius Tafel

25 Aktion Olympia
Irene Meissner

31 Wow Toll !!
Michael Gebhard

33 Zum 100. Geburtstag von E. F. Wolgemut
Cornelius Tafel

36 Sieben Fragen an Summacumfemmer Architekt*innen

40 BDA

47 Persönliches

55 Sehen – Lust und Frust

57 Randbemerkt

62 Impressum

EIN WORT VORAUS

Einige Wochen vor dem Beginn des Krieges in der Ukraine hat sich die Redaktion für den Titel „solidarisch“ als Thema für das Heft 2 entschieden, ohne zu ahnen, wie schnell der Begriff in aller Munde sein würde. Etwa 40 Jahre nach der Gründung der Gewerkschaft Solidarność in Danzig und gut 20 Jahre nach Gerhard Schröders öffentlich bekannter uneingeschränkter Solidarität zu den USA, hat das Thema als politische Kategorie wieder Konjunktur: Solidarität ist, so die Wahrnehmung, das Gebot der Stunde. Damit befassen sich in diesem Heft Erwien Wachter und Cornelius Tafel ganz grundsätzlich: Ihre Betrachtungen zur Forderung nach Solidarität und ihrer Verwendung im öffentlichen Diskurs fallen dabei skeptisch bis kritisch aus.

Auch für uns ArchitektInnen ist der Begriff von Bedeutung: Welche Solidaritäten und Loyalitäten wir schulden, und wie diese im Widerspruch zueinander stehen können, beleuchtet Martin Düchs. Einen zeitgeschichtlichen Fall, in dem es um die Solidarität von Architekten untereinander geht, behandelt Irene Meissner. Michael Gebhard schließlich erkundet einen völlig anderen Bereich räumlicher Solidarität, die space solidarity, die (nur auf den ersten Blick) scheinbar wenig direkt mit Architekten, dafür aber umso mehr mit Architektur und dem gesellschaftlich genutzten Raum um uns herum zu tun hat. Einem ähnlichen Thema widmet sich Klaus Friedrich, der Solidarmodelle im Bereich des Wohnungsbaus untersucht und propagiert.

Wir würdigen Kollegen und Kolleginnen aus unserem Landesverband, die sich in unterschiedlicher Weise um diese Themen verdient gemacht haben. Eine besondere Ehrung ist die große Nike, die am 21. Mai in Nürnberg verliehen wurde. Wir gratulieren! Und wir wünschen den LeserInnen dieses Heftes, um eine bekannte Moderatorin zu zitieren, viel Freude bei der Vermehrung der gewonnenen Einsichten.

Cornelius Tafel

TERRAE MOTUS

Erwien Wachter

„Noch ist die Nacht ein Haus,
aber schon zittern seine Wände,
bald brechen sie zusammen.
Nackt und ohne Schutz wird man stehen
auf der weiten Helle des Tages.“
Irmgard Keun

Solidarität – ein Heilmittel, eine Droge oder eher ein Placebo? Zunächst einmal ein politischer Schlachtruf, der omnipräsent auf allen Kanälen die Volksseele betrommelt und aufrütteln soll. Den Bürgern als unentbehrlich eingebläut, um sich mit dem geistigen Bruder Zusammenhalt bestenfalls gegen Egoismus, Ignoranz und jedwedes Konkurrenzdenken zu stemmen. Und die Realität? Sie wirft Fragen auf. Sind wir nicht ohnehin solidarisch? Wollen wir tatsächlich solidarisch sein mit allen Konsequenzen? Können wir in unserem Selbstverständnis überhaupt noch solidarisch sein und handeln? Oder ist Solidarität gar zum letzten ohnmächtigen Hilferuf erkoren, der in Zeiten von Krisen sirenenmäßig aufheult, aber ganz schnell verhallt, wenn diese vorüber sind?

Machen wir uns nichts vor. Was auch immer zutreffen könnte, es gibt keine Aufrufe ohne Grund. Dazu gibt es sich wandelnde Interessen, die opportun als Botschaften über wirkliche Verhältnisse plakatiert werden. Aber Wirklichkeit verträgt es nicht, wenn sie beliebig manipuliert wird – ihre Begriffe nicht und ihre Menschen nicht, so die Hoffnung. Was dennoch auf allen Ebenen im selbstverständlichen Gebrauch durch unseren Alltag wimmelt und in allen möglichen durchsichtigen wie undurchsichtigen Auslegungen seinen jeweiligen Anspruch auf Richtigkeit festzurrt, weckt unvermeidlich den Verdacht, dass die Solidarität in ihrer Kernbestimmung zur Floskel verdünnt und beliebig verfügbar gemacht wird. Wovon ist also die Rede, wenn in der deutschen Rechtssprache – und dort sicher nicht ohne Grund – die „Gesamtschuld“ das Fremdwort Solidarität verdrängt hat? Dass sich die Stirn bei diesem Wort runzelt, ist zunächst nicht bemerkenswert. Wird es jedoch in dem Moment, wenn der Begriff der „Gesamtschuld“ mit der „Lex Romana“ in Verbindung gebracht wird, die seinerzeit mit „obligatio in solidum“ eine Form verpflichtender Haftung beschrieb, die nicht die bloße Zusammengehörigkeit der Beteiligten meinte, sondern „jeden (Einzelnen)“ in solidum „auf das Ganze“ einschwor. Hier wird unverkennbar der Druck spürbar, der auf den Mitgliedern einer Gesellschaft lastet, und Abweichler als schuldbelastet vorführt.

Solidarität oder solidarisch, von lateinisch solidus, auch als echt und fest abgeleitet, fordert so eine ethisch-politische Grundhaltung der Verbundenheit Einzelner mit Zielen Anderer ein, die im Zusammenhalt Gleichgesinnter sich auf gemeinsame Werte einschwören. Das gilt nicht nur für überschaubare Gruppen, sondern vom Privaten bis zu größten Volksgruppen und Staatsgemeinschaften.

Apropos Werte: Geschieht mit ihnen derzeit nicht genau das Artensterben, das als Horrorgedanke für die Natur die Gemüter aufbringt? Sind nicht auch Wertvorstellungen und ihre tradierten Definitionen in der Krise? Was wiederum zu der Frage führt, ob Krisen und Solidarität nicht immer gemeinsam daherkommen, so als könnte man sie gegeneinander ausspielen – um am Ende an ihnen Sieger oder Verlierer festzumachen? Wie dem auch sei, Fakt jedenfalls ist, wir haben Krisen, sowohl im Großen wie im Kleinen. Doch Krisen mit Krisen ausmerzen zu wollen, steht bei allem Optimismus sicher jedem Erfolg entgegen. Kann also Solidarität ein überlegener Rettungsanker sein, der Krisen bewältigt? Steckt sie nicht selbst in der Krise, wenn sie wieder und wieder heraufbeschworen werden muss? Was könnte ihr die Kraft geben, dem zu entkommen? Steckt diese Kraft noch in der Solidarität selbst, wenn die Beobachtung lehrt, dass die Bereitschaft, dass jeder selbst auf das Ganze bezogen zu handeln hat, verloren scheint, und so übergeordnete Ziele und Intentionen gewissermaßen auf einem Steinbruch aus Gesinnungen, divergentem Handeln und partikularen Interessen entsorgt werden? Was, wenn ein großes „Wir“ enthauptet niederstürzt und die gemeinsamen Merkmale sich in vielen kleinen Gruppen, seien es berufsständische, geschlechterbezogene oder weitere unterschiedliche Strukturen, zu Staub fragmentieren? Was, wenn das Angewiesensein aufeinander, wie es in arbeitsteiligen Gesellschaften der Fall ist, im babylonischen Kauderwelsch allmählich verlorengeht? Bleibt dann nicht die Frage, ob wir am Ende überhaupt noch aufeinander angewiesen sein wollen? Gefallen wir uns etwa besser als Konsumenten von grenzenlosen Möglichkeiten, die sich in dieser Welt als Konkurrenten über eine verfügbare Beute hermachen? Und kann praktizierte Solidarität in unserer Zeit der verschobenen Werteverständnisse noch auf Vertrauen bauen, das sich auf gegenseitige Verlässlichkeit gründet? Ich denke, dieses notwendige Vertrauen ist nur zum Preis von Umdenken und Einsichten zu haben.

Wo auch immer über Solidarität nachgedacht wird, öffnet sich eine Tür zum Wert der Dinge und somit zur Qualität der Kultur, die von der Mentalität und der Kreativität einer Gesellschaft bestimmt wird, die sich im emotionalen Denken und Handeln in einer Gemeinschaft aller bewusst ist. „Solidarität ist die Zärtlichkeit der Völker“, lautet die romantische Vision der nicaraguanischen Schriftstellerin Gioconda Belli, und wäre es nicht zu begrüßen, wenn sich dieser Ruf mit der Aussage von Richard von Weizsäcker aus dem Jahr 1986 verknüpfen ließe: „Nur eine solidarische Welt kann eine gerechte und friedvolle Welt sein.“ Nicht nur als Utopie, sondern als erfüllte Wirklichkeit.

Unentwegt die Wirklichkeit in der Möglichkeitsform zu denken, tut Not. Bedeutet dies doch nichts anderes als jedes Bild unserer Welt, wie wir sie sehen, auch immer in seinem Gegenbild zu ergründen, um die Folgen unseres Tuns aufzuschließen und damit die implizite Unschärfe unserer Wahrnehmung zu schärfen. Über das Wissen der Zusammenhänge unserer Lebenswelt verfügt nur, wer beide Seiten der Grenze zwischen den Dingen kennt. Ohne dieses Wissen kann die Welt oder das Handeln in ihr nicht verändert werden. Genauso wenig wie mit einem penetranten Auftischen von Moralin, selbst wenn man glaubt, dessen Wirkung sei effektiv genug.
Johann Wolfgang von Goethe sagte, wir Menschen seien nicht Homo sapiens, das wäre eine Übertreibung. Wir seien vielmehr Homo compensator. Jene also, die den Kompromiss als Polster zwischen Zwiespalterei, Entscheidungsunwilligkeit und Verantwortung legen. Mit diesem Plastilin wird eine Wirklichkeit neben der Wirklichkeit geknetet, wodurch die Wahrheit nicht erschlossen wird. Nicht in der Mitte findet sie sich, sondern in der Tiefe der Betrachtungen, in die man hineintreten kann wie in den eigenen Schatten, aber auch immer wieder heraus. Diese Fähigkeit ist befreiend, und die mit ihr einhergehende Freiheit ist ein hoher Wert. Wird sie gelebt, erübrigt sich der permanente Ruf nach Solidarität.

UNEASY PROFESSIONALS?

Martin Düchs

Solidarität ist omnipräsent, oder – besser gesagt – die Forderung nach Solidarität. Allerorten und in allen Varianten ist zu hören, dass man sich doch bitte solidarisch verhalten und sich solidarisch zeigen möge. Das dramatischste Beispiel ist sicher gerade die Ukraine und deren Bürgerinnen und Bürger, für die Solidarität gefordert wird. Bevor der Angriffskrieg Russlands das vorherrschende Thema wurde war es Corona und auch hier waren bestimmte Handlungsweisen aus Solidarität mit vulnerablen Gruppen in der Bevölkerung gefragt. Daneben erinnert uns Fridays for Future daran, dass auch das Thema Umweltzerstörung und menschengemachter Klimawandel nicht einfach von der Agenda verschwindet und auch hier: Viele Institutionen und Privatpersonen zeigen sich solidarisch.

Was für die Welt im Großen gilt, gilt auch für die kleine Welt der Architektur. Und so begegnet auch jeder Architektin und jedem Architekten die Forderung nach Solidarität auf Schritt und Tritt. Ein paar Beispiele: Die Architects for Future unterstützen solidarisch die Fridays for Future-Bewegung. Unter dem

hashtag #standwithUkraine organisiert die Bundesarchitektenkammer solidarische Unterstützung für Menschen aus der Ukraine. Die Bayerische Architektenkammer wirbt mit dem Slogan „Solidarität hat eine Geste“ für Solidarität mit Kammermitgliedern, die Hilfe durch das Ernst Maria Lang Versorgungswerk benötigen.

Kurz und gut, die Forderung nach Solidarität ist sowohl „in der Welt da draußen“ als auch in der Welt der Architektur allgegenwärtig. Was aber heißt das genau? Wer kann sich wem gegenüber und durch was als solidarisch erweisen? Ist Solidarität aus moralischer Sicht geschuldet? Ist sie also moralisch verpflichtend? Gibt es spezielle Solidaritätsforderungen für Architektinnen und Architekten?

Viele Fragen also und höchste Zeit für eine Annäherung an sie, die Sicht der Moralphilosophie zu bemühen.

Solidarität – komplizierter als es scheint

Ein Blick auf den Begriff „solidarisch“ bzw. „sich solidarisieren“ bringt zunächst eine scheinbar erschöpfende Erklärung. Der Fremdwörter-Duden erklärt „solidarisieren“ mit „a) sich -: für jmdn., etwas eintreten; sich mit jmdm. verbünden, um gemeinsame Ziele und Interessen zu verfolgen; b) zu solidarischem Verhalten bewegen.“ (1) Das klingt nach einer einfachen Sache: für jemanden oder eine Sache eintreten.

Schon auf den zweiten Blick wird die Sache aber unklar. Was soll „für jemanden eintreten“ heißen? Wie tritt man für jemanden ein oder durch was? Bei noch genauerem Hinsehen offenbart „Solidarität“ dann eine noch kompliziertere Struktur. Diese teilt sie sich mit der „Verantwortung“, die aufgrund vieler Ähnlichkeiten so etwas wie die große Schwester der Solidarität ist. So wie bei Verantwortung, könnte man es philosophisch kompliziert formulieren: „Solidarität“ ist – ähnlich wie „Verantwortung“ – ein mehrstelliger Begriff mit Aufforderungs- oder Bekenntnischarakter, der für seine sinnvolle Verwendung auf das Vorhandensein mehrerer individueller und sozialer Bedingungen angewiesen ist. (2) Mehrere Stellen oder Aspekte sind hier in Beziehung gesetzt und es gibt eine ganze Reihe von Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit man überhaupt sinnvoll das Konzept der Solidarität anwenden kann. Zu Letzteren gehören auf subjektiver Ebene Freiwilligkeit, Freiheit und Autonomie der handelnden Personen bzw. Institutionen und auf der sozialen Ebene der Bezug auf ein System von Normen und Werten, mithin also auf eine Moral. An Stellen, die beim Solidaritätsbegriff miteinander in Beziehung gesetzt werden, lassen sich nennen:

Erstens: Ein Individuum, eine Gruppe oder eine Institution, also das, was man einen Solidaritätsträger nennen könnte, erweist sich als solidarisch oder drückt ihre Solidarität aus.

Zweitens: Einem anderen Individuum, bzw. einer anderen Gruppe oder Institution, also einem Solidaritätsadressaten wird die Solidarität erwiesen.

Drittens: Die Solidarität wird aus einem bestimmten Solidaritätsgrund erwiesen. Dabei liegt in der Regel eine Notlage, eine Bedürftigkeit oder ein moralischer Grund wie etwa Ungerechtigkeit vor, die man bekämpfen oder auf die man aufmerksam machen möchte.

Viertens: Die Solidarität wird durch ein Solidaritätsmittel erwiesen. Dabei kann es sich um bloße Worte handeln oder um „tatkräftige Solidarität" in Form von materiellen Hilfsleistungen oder Aktionen.

Fünftens: Solidarität wird aus einer moralischen Motivation heraus erwiesen. Sei es, dass bestimmte geteilte Werte vorliegen, die als verletzt angesehen werden oder dass man helfen möchte.

Sechstens: Mit der vorgenannten moralischen Motivation ist die Solidarität auf eine zugrundeliegende Moral bezogen, die in der Regel von Solidaritätsträger und -adressat geteilt wird.

Diese Stellen bilden so etwas wie die Grundstruktur der Solidaritätskonstruktion; sie dürften in mehr oder weniger offensichtlicher Form bei allen Solidaritätsbekundungen oder -forderungen vorliegen. Im Einzelnen und in der Kombination ergeben sich hier vielfältige Fragen und Probleme, denen man im Einzelnen nachgehen müsste. Nur zwei offensichtliche seien hier kurz erwähnt.

Ähnlich wie beim Thema kollektiver Verantwortungszuschreibung ergibt sich die Frage, ob bzw. wie Kollektive als Agenten eines moralischen Handelns in Erscheinung treten können. Wenn sich beispielsweise die Architektenschaft solidarisch erklärt, ist zu fragen, wer genau hier für wen spricht. Ohne diesen Aspekt genauer diskutieren zu können, kann man – mit aller gebotenen Vorsicht – aber festhalten, dass die Höhe des Organisations- bzw. Legitimationsgrades eines Kollektivs auch Solidaritätserklärungen im Namen der Gruppe legitimer macht. Anders gesagt: Wenn z.B. wie im Fall der Architektenkammern durch demokratische Legitimationsprozesse klar ist, wer im Namen von wem sprechen darf, dann dürften auch Solidaritätsbekundungen legitim sein.

Dies gilt zumindest, wenn das, wodurch man seine Solidarität erweist die einzelnen Mitglieder nicht über Gebühr belastet, womit wir bei der vierten Stelle, dem Solidaritätsmittel, und dem zweiten Problem wären. Wie erweist man seine Solidarität? Durch tatkräftige Hilfe oder eine Solidaritätsadresse, mithin also bloße Worte, die verdeutlichen sollen, dass man bestimmte Werte teilt, eine Notlage anerkennt oder bestimmte Umstände moralisch verurteilt. Auch hier lässt sich keine generelle Aussage treffen was angemessen ist oder was nicht, aber auch hier gibt es offensichtlich einen Zusammenhang, diesmal zwischen

Solidaritätsgrund und -mittel. Wenn Solidarität als konkrete Hilfe möglich ist, können bloße Worte als billiges fishing for compliments oder moralisches Freikaufen erscheinen und den gegenteiligen Effekt haben. Es ist aber auch denkbar, dass eine Solidaritätsbekundung mit Worten oder sogar nur mit einer Geste einen heroischen Akt darstellt, der „in der Welt da draußen“ einen Unterschied machen kann. Was als angemessenes Solidaritätsmittel zählt, ist mithin von den Umständen, den anderen Stellen der Solidarität und nicht zuletzt, zumindest bis zu einem gewissen Grad, auch von den gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen abhängig.

Architektinnen und Architekten als uneasy professionals

Damit sind wir bei einem Umstand angelangt, der besonders für Architektinnen und Architekten interessant ist. Man könnte es auf die Formel bringen: Es kommt immer darauf an. Für das Handeln im Bereich der Architektur ist das deswegen interessant, weil es auch bei der Verantwortung der Architektin und des Architekten immer auf den konkreten Fall und seine konkreten Umstände ankommt, was im Einzelfall moralisch geboten ist.

Diese Erkenntnis ist nun zunächst enttäuschend, weil der Schluss naheliegt, dass man ja, wenn es immer auf den Einzelfall ankommt, sowieso nichts machen oder lernen kann. Das aber wäre ein Fehlschluss. Zwei wichtige Erkenntnisse sind auf jeden Fall zu gewinnen.

Zum ersten ist dies die Erkenntnis, dass man es als Handelnde bzw. Handelnder im Bereich der Architektur immer mit moralischen Fragen, Problemen und Konflikten zu tun hat. Das gilt für die Frage nach Solidarität wie für die nach Verantwortung. Die Architektin bzw. der Architekt ist das, was der Philosoph Bernard Williams einen „uneasy professional“ genannt hat. (3) Er meinte damit, dass es gleichsam zum innersten Wesen des Architektinnen- und Architektenberufs gehört, bei jedem Projekt mit berechtigten Ansprüchen unterschiedlichster stakeholder konfrontiert zu sein. Da sich diese Ansprüche aber häufig nicht einfach und zu aller Zufriedenheit lösen lassen – zumindest dann nicht, wenn man nicht einfach die Interessen irgendeiner Seite missachtet – ist die Aufgabe vor die wir gestellt sind eine besonders knifflige: Es gilt Lösungen zu finden, die möglichst allen gerecht werden und das kann auf allen Seiten zu Enttäuschungen führen, die die Architektin oder den Architekten in eine unbequeme Lage bringen und zum Buhmann bzw. zur Buhfrau machen. Anders ausgedrückt: die Architektin bzw. der Architekt ist immer Dienerin bzw. Diener mehrerer Damen bzw. Herren. Es gibt natürlich den Bauherren, aber daneben auch die Nachbarn, die Gesellschaft, die Passanten, die Natur usw. und alle haben berechtigte Interessen und der wohlverstandene Anspruch jeder Architektin und jedes Architekten muss es sein, alle Interessen angemessen zu berücksichtigen, auch wenn dies unbequem ist und viele Kompromisse erfordert. Sich die damit einhergehende Problematik bewusst

zu machen und sie dann auch anzunehmen ist das erste, was man in der Rolle als uneasy professional machen sollte, wenn man den konkreten moralischen Aufgaben gerecht werden will.

Die zweite Erkenntnis ergibt sich nicht direkt aus dem „es kommt immer darauf an“, also der Betonung der Einzigartigkeit jeder konkreten Konfliktsituation oder moralischen Frage. Sie ergibt sich aber aus dem Prozess, der zu dieser Erkenntnis geführt hat. Denn dieser zeigt, dass auch der Bereich der Moral einer analytischen Untersuchung und einem damit verbundenen Lernprozess und Erkenntnisgewinn nicht unzugänglich ist. Auch wenn wir es im Bereich der Moral immer mit je spezifischen Fällen zu tun haben, so können wir doch wiederkehrende Strukturen erkennen, übergeordnete Prinzipien und Argumente formulieren. Wir können also auch hier lernen Strukturen leichter zu erkennen, wir können unsere Urteilsfähigkeit verbessern und letztlich können wir dann auch angemessener entscheiden – zum Beispiel was es in diesem einen konkreten Fall heißt sich solidarisch zu zeigen.

Solidarität mit allen!

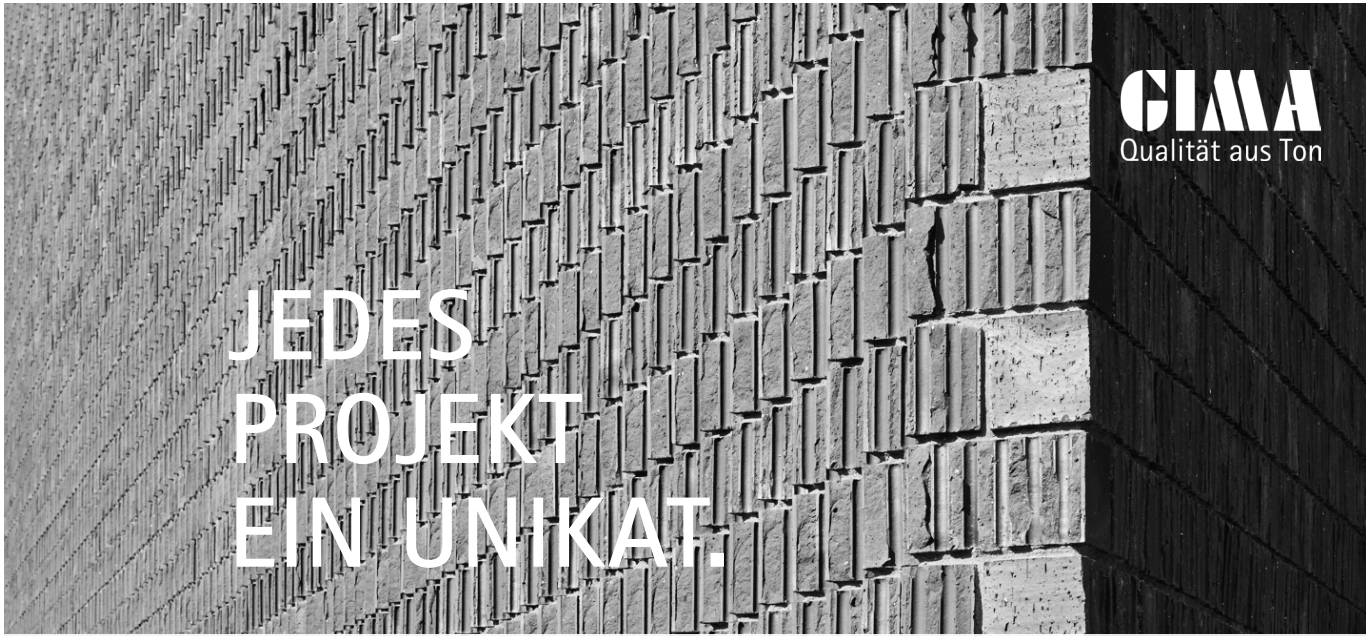
Eingangs wurde die Omnipräsenz der Forderungen nach Solidarität erwähnt, die in der Gesellschaft aktuell anzutreffen ist. Wie gesehen ist diese Omnipräsenz für Architektinnen und Architekten in gewisser Weise nichts Neues. Die Forderung danach, sich um die Anliegen verschiedenster Individuen, Interessensgruppen oder mehr oder weniger abstrakter Entitäten wie „der Natur“ gleichermaßen und gleichzeitig zu kümmern, ist gleichsam in der DNA des Berufes verankert. Man könnte auch davon sprechen, dass wir uns mit allen, die von unserem Handeln als Architektin bzw. Architekt betroffen sind, solidarisch zeigen sollen. Wir sollten – um hier die oben zitierte Definition aus dem Duden aufzugreifen – deren Interessen vertreten. Die sich daraus ergebende Rolle ist, wenn man sie auf moralisch vertretbare Weise ausfüllen will, durchaus unbequem. Wir gehören dann zu den uneasy professionals im Sinne von Bernard Williams. Die gute Nachricht ist aber zum einen, dass es schon leichter wird, wenn man sich das klarmacht und zum anderen, dass man sich auch hier professionell verhalten kann, z.B. indem man sich auch auf dem Gebiet der Ethik der gebauten Umwelt entsprechend weiterbildet. Oder, indem man sich bei gleichzeitiger Selbstbeobachtung solidarisch zeigt.

Martin Düchs ist Professor für Kulturwissenschaften/ Theorie und Geschichte des Designs und der Architektur an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Lehrstuhl für Philosophie II

(1) Vgl. Duden Fremdwörterbuch (1997, S. 755).
(2) Vgl. dazu für den Begriff der Verantwortung Bayertz (1995).
(3) Vgl. William (1995).

Literatur

Kurt Bayertz, Eine kurze Geschichte der Herkunft der Verantwortung, in: Kurt Bayertz (Hg):



ARCHITEKTEN I HERZOG & DE MEURON, BASEL
OBJEKT I ERWEITERUNGSBAU DES MUSEUMS KÜPPERSMÜHLE
FOTOGRAFIE I JÖRG SEILER

Entdecken Sie mehr dazu auf unserer neuen Website unter:
WWW.GIMA-ZIEGEL.DE

Verantwortung. Prinzip oder Problem? Darmstadt 1995, S. 3–71

Bernard Williams, Professional morality and its dispositions, in: Bernard Arthur Owen Williams: Making sense of humanity. And other philosophical papers 1982–1993. Cambridge 1995, S. 192–202

Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hg.), Duden. Fremdwörterbuch. 6., auf der Grundlage der amtlichen Neuregelung der deutschen Rechtschreibung überarb. und erw. Aufl. Mannheim 1997

SPATIAL SOLIDARITY

Michael Gebhard

Was, liebe Leser und Leserinnen, wäre wohl eine Gemeinsamkeit zwischen Solidarität und gebautem Raum?

Solidarität ist ein wesentliches Element gesellschaftlichen Zusammenhalts. Gleiches trifft wohl auch auf den gebauten Raum zu. Gehen wir davon aus, dass gesellschaftliche Verhältnisse auch ihren Ausdruck in gebautem Raum finden, Raum also kein neutrales Behältnis, sondern ein sozialer Artefakt ist, in den Annahmen und Ziele für unser Zusammenleben eingeflossen sind und Solidarität wie die meisten unserer sozialen Aktionen im Raum realisiert werden muss, dann muss es auch einen Zusammenhang zwischen Solidarität und Raum geben, der über die genannte Gemeinsamkeit hinausgeht. Er ist wohl eher innerhalb des weiteren Netzwerkes der Beziehung zwischen Gesellschaft und seiner räumlichen Ausprägung zu suchen.

Beginnen wir dies also zu durchleuchten.

Grundsätzlich existieren zwei diametral entgegengesetzte Auffassungen der Beziehung zwischen gebauter Form und Gesellschaft.

Da wäre einmal, die unter Architekten und Planern wohl weitverbreitetste, als deren prominentester Vertreter man den kürzlich verstorbenen Christopher Alexander bezeichnen könnte. Hier wird unter anderem die These des unmittelbaren Einflusses von Raum auf gesellschaftliche Organisation vertreten. Sie besagt, dass auf-

grund dieses behaupteten Zusammenhanges Raum so organisiert werden müsse, dass die territoriale Natur des Menschen ihren Ausdruck im Raum finden müsse, und zwar dergestalt, dass Raumbildung und gesellschaftliche Gruppenbildung unmittelbar miteinander korrespondieren. Stark vereinfacht: alle um einen Platz oder Anger wohnenden Menschen bilden eine gesellschaftliche Einheit, eine Gemeinschaft!

Das nennen wir das „correspondence model".

Dem diametral entgegengesetzt ist die Auffassung, dass die Heterogenität unserer urbanen Wirklichkeit, die in der Mehrzahl den Bedingungen eines „correspondence models" kaum entspricht, deutlich zeigt, dass es die behauptete soziale und räumliche Korrespondenz nicht gibt, soziale Formation aber trotzdem stattfindet und dem Raum deshalb wenig Bedeutung in diesem Prozess zukommt. Dies nennen wir hier das „non-correspondence model".

Der inzwischen leider auch schon verstorbene Professor Bill Hillier hat mit seiner „space syntax"-Forschungsgruppe an der Bartlett School of Architecture and Plannning der Universität London versucht, einen dritten Weg zu beschreiben, den er eine strukturierte „non-correspondence" nennt, das heißt ein Modell, das in der Heterogenität unserer Gesellschaft und ihrer „non-correspondence" zwischen räumlich definierten Einheiten und sozialen Gruppen ein anderes Strukturprinzip sieht als es die beiden bipolaren Enden des Theoriestranges zwischen correspondence und non-correspondence Modellen nahelegen.

Um zu erklären wie dies funktioniert, muss man mit Fundamentalem beginnen. Jede Diskussion über die Beziehung zwischen gebauter Form und sozialer Organisation muss zwei diskrete Formen räumlicher Ordnung in Betracht ziehen. Die erste ist spezifische Ausbildung von Raum durch die Gesellschaft. Die Arten, in denen jede Kultur ihre Umwelt transformiert mit den Mitteln der Grenzen, mit gebauten Objekten und differenzierten Raumfolgen, gibt jeder Gesellschaft eine bestimmte architektonische Identität. Die Resultate dieses Prozesses sind Dörfer, Siedlungen und Städte, die relativ stabile soziale Produkte darstellen, die individuelle Absichten weit überdauern und die Kristallisation gesellschaftlicher Aushandlungen in eine materielle Form darstellen, wie dies schon von Claude Lévi-Strauss definiert wurde.

Die zweite Form von räumlicher Struktur ist weniger einfach als Muster zu identifizieren. Hier geht es um die Anordnung einer Gesellschaft im Raum – also die unterschiedlichen Arten, in denen die Mitglieder einer Gesellschaft im Raum verteilt sind, in sozialen Gruppen und Netzwerken, um die Muster von Begegnung und Vermeidung zu erzeugen, die typisch für die jeweilige Gesellschaft sind. Es ist durchaus allgemeine Praxis, dies als

rein soziale Angelegenheit zu betrachten. Bill Hilliers These hingegen meint, dass es wichtig ist, auch dies als räumliches Phänomen zu betrachten. Das Ausleben von Systemen der Verwandtschaft, Clanzugehörigkeit, Vereinsmitgliedschaft, Arbeit und Assoziation produziert materielle, räumliche Ergebnisse, im Sinne von wer lebt mit wem und wer trifft wen oder wen nicht. Wenn wir die soziale Natur von Raum verstehen wollen, müssen wir die räumliche Natur der Gesellschaft verstehen lernen. Allerdings, so Hillier, ist es nicht damit getan, dass unter der Annahme, dass Raum wichtige soziale Information in sich trägt, die sich einfacherweise darin erschöpft, soziale Gruppierungen räumlich abzubilden. Nochmals zurück zu den Basics. Jedes Individuum ist, was immer seine Lebensumstände sein mögen, ein Mitglied zweier radikal unterschiedlicher sozialer Gruppierungen. Die erste Gruppierung ist eine räumliche, ganz einfach aus den Gründen der Nähe und Nachbarschaft, in denen der Mensch als soziales Wesen in seiner überwiegenden Mehrheit lebt. Die zweite ist die der sozialen Kategorie oder trans-spatialen Gruppierung unterschiedlichster Arten, die unterschiedlichste Menschen, unabhängig von räumlichen Zusammenhängen und Nähe zusammenbringt. Der Begriff trans-spatial ist dabei gerade im Gegensatz zu non-spatial wichtig, weil er betont, dass diese Art der gesellschaftlichen Formation räumliche Separation überwindet und Menschen über räumliche Grenzen und Distanzen hinweg zusammenbringt.

Die meisten Clubs, Vereine oder Parteien sind trans-spatiale Vereinigungen. Diese Dualität kann nahezu überall gefunden werden. Jede Lehrerin ist beispielsweise verbunden mit ihren Arbeitskolleginnen, beruflichen oder freizeitlichen Interessengruppen etc. und gleichzeitig auch verbunden mit den Mitbewohnern ihrer unmittelbaren räumlichen Nachbarschaft. Jedes Individuum hat also spatiale und trans-spatiale Identitäten, die sich voneinander unterscheiden.

Würde eine Gesellschaft sich nun einem reinen „correspondence“ System annähern, dann würde sie die Übereinstimmung von sozialen Kennzeichen ihrer Mitglieder mit entsprechend geschaffenen räumlichen Arrangements befördern. Dies zu dem Preis der Reduzierung trans-spatialer Kontakte, da diese ja in diesem Modell unmittelbar spatial stattfinden könnten. Dies mag man als vorteilhaft betrachten, dabei muss jedoch beachtet werden, dass im gegenteiligen Modell, dem „non-correspondence model“ das zu lokaler Heterogenität tendiert, das über den Raum gespannte Netzwerk weit größer angelegt sein wird und den gesellschaftlichen Verbund in einem weit größeren Netzwerk stärken kann. Die Stärkung eines „correspondence“ Systems erfolgt dagegen in der Regel durch Exklusivität und lokale Abgrenzung. Alles was auf Mischung und Diversität hinausläuft schwächt dieses System und läuft seinen Grundprinzipien zuwider. Das führt dazu, dass die räumliche Ausprägung davon zwar lokal stark sein mag, global, im Sinne

der Förderung eines größeren Zusammenhanges, aber eminente Schwächen aufweist.

Wenn es nun unser Ziel sein sollte, Solidarität in der Gesellschaft, die ja unter anderem für gesellschaftlichen Zusammenhang steht und immens wichtig ist, zu befördern, müssen wir unseren oft starr auf das Lokale gerichteten Blick aufgeben und größere Zusammenhänge ins Auge fassen und berücksichtigen. Ein sinnvolles globales räumliches System ist nicht einfach die Addition lokaler Arrangements. Die globalen Bedingungen und Notwendigkeiten müssen im Lokalen reflektiert und integriert werden, um globale Zusammenhänge zu ermöglichen und nicht mittels gut gemeinter, lokaler Verstärkungen zu schwächen. Was als lokal stark gefügte Einheit noch erfolgreich sein mag, ergibt in den seltensten Fällen in seiner Addition sinnvolle globale Systeme.

So wie Solidarität nicht nur gruppenspezifisch, sondern gesamtgesellschaftlich gedacht werden sollte, so sollte der Raum, in dem wir diese leben, eine Offenheit mit fließenden Übergängen ohne räumliche Gruppenbarrieren aufweisen. Dabei ist zu bedenken, dass in die Struktur unserer Städte eingebaute „correspondence“ Modelle größeren Maßstabs keine zu negierenden Fehlstellen oder „nice to haves“ einer anderen städtebaulichen Auffassung sind, weil man ja gerne von allem ein bisschen hat, oder Städte sich schon immer unseren Ordnungsversuchen zu entziehen verstehen. Nein, man muss diese Fälle schon deutlich als das betrachten und ansprechen was sie sind: Schwerwiegende Störungen, die nur sehr, sehr schwer, wenn überhaupt, je wieder zu korrigieren sind. Der so stark auf das Lokale, auf das Projekt, das möglichst klar und überzeugend herausgearbeitet werden muss, gerichtete Blick leistet dem „correspondence“ Modell Vorschub, auch weil es schon lange zu einer der Ideen „we think with“, wie Bill Hillier das ausgedrückt hat, geworden ist. Und ebendiese Ideen „we think with“ sind auch diejenigen, die wir gerne jederzeit anzuwenden geneigt sind, deren Grundlagen wir jedoch kaum jemals hinterfragen.

Literatur:

B. Hillier, J.Hanson; The Architecture of Community; Architecture + Behaviour, 1986

C. Levi Strauss; Structural Anthropology One, Penguin Harmondsworth, 1972

SOLIDAIRE OU SOLITAIRE?

Klaus Friedrich

Im Dezember 2021 erschien eine Ausgabe der Stadtbauwelt mit dem Titel Die private Stadt. Dem Namen nach, das Gegenteil dessen, was mich gedanklich seit geraumer Zeit beschäftigte, nämlich die Frage, ob die Stadt der Zukunft nicht eine solidarische Stadt sein müsste. Die Beiträge der Bauwelt beschreiben Projekte, in denen Überlegungen zum Gemeinwohl immerhin eine Rolle spielen. Dies ist bei weitem jedoch nicht die Regel. Vielmehr belegen sie, was seit den 1990er Jahren offensichtlich ist. Die Initiativen der öffentlichen Hand beim Wohnungsbau sind konstant geschrumpft. An ihren Platz traten Investoren aus der Privatwirtschaft. Die Auswirkungen dieses Wandels blieben sehr lange ohne Niederschlag im öffentlichen Diskurs. Zumindest ohne einen, der Grundsätzliches im Verhältnis von Eigentum zu Bodenrecht und von öffentlichem zu privatem Raum zum Vorschein gebracht hätte. Der Begriff solidarisch dämmerte allenfalls im Unterbewusstsein, wenn es um Themen des gesellschaftlichen Zusammenhalts, dem Auseinanderdriften von Einkommens- / und Bildungsschichten ging. Mit dem Ereignis des Kriegs in der Ukraine änderte sich dies schlagartig. Auf einmal war Solidarität die ethische Kategorie der Stunde.

Zu erwarten ist, dass sich, wie in vielen vorangegangenen Gesellschaftsdebatten auch hier Abnützungserscheinungen zeigen werden. Das betrifft sowohl die anfänglich der Ukraine und seinen Geflüchteten entgegengebrachte Solidarität, wie die Abnutzung des Begriffs an sich. Dabei berührt die Frage, ob es etwas wie eine solidarische Stadt gibt oder nicht, die Basis unseres gesellschaftlichen Selbstverständnisses. Bilden nicht die sich neu abzeichnenden geopolitischen Konfliktlinien zwischen Ost und West, zwischen autokratisch dominierten gegenüber liberal-/ demokratisch geprägten Staaten einen Hintergrund, der uns abverlangt, das Verhältnis zwischen Anspruch auf unbeschränkte Selbstentfaltung und gemeinschaftliche Verpflichtung neu zu justieren, um unsere freiheitlichen Grundwerte wirksam zu bewahren?

Welche Kriterien und Merkmale müsste eine Stadt aufweisen, um dem Adjektiv solidarisch gerecht zu werden? Es ist unwahrscheinlich, hierauf eindeutige Antworten aus morphologischen Untersuchungen zu finden. Dennoch liefert die Geschichte der Stadt von Leonardo Benevolo (1) die naheliegende Erkenntnis, dass die Stadt sich im Unterschied zu anderen frühzeitlichen Gesellschaften – den Siedlungen und Dörfern – durch das Vorhandensein von Handel, Handwerk und Dienstleistung auszeichnet. Mit ihrer Entstehung konnte erstmals ein auf dem Land produzierter Überschuss an Lebensmitteln und Gütern gelagert, verwaltet, bearbeitet und getauscht werden, was einerseits das weitere Anwachsen der Stadt und andererseits ihren Herrschaftsanspruch gegenüber dem Land aufgrund einer sich ausbildenden technischen und militärischen

Überlegenheit begründet. Mit der räumlichen Konzentration und der steigenden Bewohnerdichte wuchs in ihr seit jeher auch der Druck der Individuen, den Lebensunterhalt nicht mehr in einer Siedlungsgemeinschaft mehr oder minder solidarisch, sondern in Konkurrenz zu den Anderen zu bestreiten. Stimmt die Annahme, dass Solidarität Nähe voraussetzt, dürfte aus einer eher anonymen Ansammlung vieler Menschen in der Stadt folgen, dass sie hier seltener zu finden ist als auf dem Land. Umgekehrt könnte gelten, dass der Grad solidarischen Handelns in der Stadt auch als Ausdrucksform der jeweils kulturellen Entwicklung zu bewerten ist. Gegenseitige Hilfe und Eintreten füreinander träten dann in der Stadt in Form einer zweiten Natur in Erscheinung, während sie in der archaischen Dorfgemeinschaft aus einem unmittelbaren inneren Antrieb erfolgt. Dies kann eine Erklärung sein, warum die Hilfsbereitschaft in Katastrophen- und Krisensituationen auch in armen Ländern auf dem Land im Vergleich zur Stadt ungebrochen hoch ist.

Wenn wiederum richtig ist, dass der Solidaritätsgedanke in der Stadt als Teil der Kultur stetiger Pflege und Förderung bedarf um nicht zu verschwinden, ist naheliegend, dass es auch Voraussetzungen gibt, unter denen gegen-

Schnitzer&

BDA/Architektur/
Workshop/Symposium/
BIM/Forum/**Archicad**/
Fotografie/Service/
Studenten/**Kooperation**/
Software/&journal/
Musik/Veranstaltungen

www.schnitzerund.de

seitige Hilfsbereitschaft und soziales Interesse mehr oder weniger schnell erodieren.

In diesem Punkt spielen Eigentumsverhältnisse eine nicht unwesentliche Rolle. Wie viel Anteil an Grund und Boden sind in öffentlicher, wieviel in privater Hand? Gibt es einen ausgeglichenen Mix aus kommunalen Trägern, privaten Eigentümern und lokalen privatwirtschaftlichen Akteuren, oder hat – wie die Eingangs zitierte Bauwelt suggerierte – das Eigentum Schlagseite? Es ist nicht erst seit gestern zu beobachten, wie sich Städte auch andernorts in private Beteiligungen auflösen – ähnlich Eigentumsanteilen bei WEGs oder Aktienunternehmen. Was prägt und befördert in diesem Fall die Identifikation ihrer BewohnerInnen mit dem Ort und sorgt dafür, dass die Menschen ihre Stadt als ein Stück Heimat begreifen, das sie nicht jederzeit gegen eine x-beliebige Alternative zu tauschen bereit sind oder gar müssen? Und sollte die Entscheidung nicht wirtschaftlich unabhängig möglich sein? Was ist notwendig, die daraus erwachsenden sozialen Verdrängungsprozesse zu bremsen? Was könnte dazu führen, im einzig verbliebenen Instrument der Kommune – der sozialgerechten Bodennutzung – nicht nur ein wohlgelittenes Übel zu sehen, das es zur Bewilligung von Baurecht zu erfüllen gilt, sondern etwas, das weiterentwickelt, vielleicht neue Perspektiven erschließt?

Was am Begriff solidarisch gerne verschreckt und bei Gesprächspartnern jenseits des Atlantiks zuweilen platt als sozialistisches Schreckgespenst fehlinterpretiert wird, ist näher betrachtet ein fester Bestandteil unserer Gesellschaft. Altersversorgung, Sozialversicherung und Gewerkschaften basieren allesamt auf dem Grundgedanken von Solidargemeinschaften. Sie helfen seit ihrem Bestehen mit, den sozialen Frieden innerhalb der Gesellschaft zu sichern, sorgen für Ausgleich und unser allgemeines Wohlergehen. Natürlich bedarf es weiterer Anreize, um den Solidaritätsgedanken bei der Gestaltung der Stadt voranzutreiben und seinen gesellschaftlichen Wert und Nutzen herauszuarbeiten.

Um auf die vorgenannten Aspekte des Eigentums zurückzukommen, seien Beispiele benannt, die die Prinzipien des Gemeinsinns bis heute auf unterschiedliche Art erfolgreich verinnerlichen wie beipielsweise die Fuggerei und die Borstei. Auf der Ebene eines Einzelgebäudes fällt einem darüber hinaus das Ledigenheim von Theodor Fischer ein. Es besitzt 382 Kleinstwohneinheiten und wird von einer Frau geleitet, die darüber hinaus die außergewöhnliche Fähigkeit besitzt, nicht ausbleibende Konflikte zwischen den sich aus 30 verschiedenen Nationalitäten zusammensetzenden Bewohnern zu moderieren.

Während die Fuggerei und das Ledigenheim die Rechtsform einer Stiftung besitzen, ist die Borstei eine Verwaltungs GmbH. Allen drei zitierten Beispielen ist gemein, dass sich die Objekte seit langem im Bestand einer Organisation befinden, die sich erfolgreich um deren Erhalt bemüht. Von den zeitgenössischen Projekten, die über die

Funktionen des Wohnens hinaus integrierende Ansätze gemischter Nutzung verfolgen, seien erwähnt: Der St. Jakob-Park von Herzog & de Meuron in Basel integriert eine Seniorenresidenz und ein kommerzielles Zentrum in das Fußballstadion und sorgt so dafür, dass Alt und Jung zusammenkommen können. Viel kleiner im Maßstab ist das im sozialen Zusammenleben sehr anspruchsvoll entwickelte VinziRast von gaupenraub in Wien. Mehrere Wohngemeinschaften aus ehemaligen Obdachlosen und Studierenden betreiben gemeinschaftlich eine Wirtschaft im Erdgeschoss des Hauses, die öffentlich besucht werden kann. Sie dient darüber der Sicherung des eigenen Unterhalts. Auch in München finden sich realisierte Projekte. Die genossenschaftliche Wohnanlage wagnisArt von bogevischs buero ist eines davon. Die jüngst von Summacumfemmer mit Juliane Greb ausgezeichnete Genossenschaftsanlage San Riemo entstand auf Initiative der Kooperative Grossstadt. Sie führte darüber hinaus vor, wie sich mit einem eigens ausgelobten Architektenwettbewerb auch eine Chance für junge Architekturbüros schaffen lässt, eine anspruchsvolle Bauaufgabe erfolgreich zu realisieren. Die jüngsten Genossenschaftsprojekte sind im Kreativquartier am Entstehen. Ein Baufeld wird von der großen kleine Haus eG betreut, ein weiteres von den KollegInnen Hirner & Riehl. Es sind zarte Pflänzchen, die da sprießen, die nur durch beständiges Gießen wachsen können.

(1) Leonardo Benevolo, Die Geschichte der Stadt, Frankfurt am Main (4. Aufl.) 1990, S. 22–23

GRENZENLOS?

Cornelius Tafel

Arthur Schopenhauer verdanken wir die philosophische Begründung vom Mitleid als dem Fundament jeder Moral. Damit überwindet er die Ethik Kants, dessen etwas gestelzter Kategorischer Imperativ lautet: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Diese Maxime lässt sich etwas trivialisiert mit der gängigen Lebensweisheit übersetzen: Was Du nicht willst, das man Dir tut, das füg auch keinem anderen zu. Durchaus auf dem Boden Kant’scher Denkformen kommt Schopenhauer zum Ergebnis, dass keine rationale Überlegung wie die Kants die Wurzel der Moral sei, sondern das Mitleid. Obwohl sonst nicht um das schnelle Verständnis seiner Leser bemüht, weist Schopenhauer darauf hin, dass seine Erkenntnis unmittelbar überzeugender sei: Man halte doch eher ein Verhalten aus spontanem Mitleid für moralisch als eines, das nach Befolgung der Kant’schen Maxime erfolge. Man könnte Schopenhauers Erkenntnis vom Mitleid als dem Fundament der Moral für trivial halten, sie ist es aber nicht. Zum einen, weil er sie durchaus im Rahmen einer rationalistischen Philosophie

verankert: Im Mitleid drückt sich das Bewusstsein von der Scheinrealität unserer Individualität aus, jenem principium individuationis, das durch eben unser Mitfühlen überwunden wird. Mag das noch eine rein philosophische Beweisführung sein, die nicht jeden anspricht oder überzeugt, so wiegt doch, zum anderen, der zweite Aspekt schwerer: die Feststellung vom Mitleid als Fundament der Moral stellt sich gegen zahlreiche philosophische Ansätze von der Antike über Nietzsche bis zur Gegenwart, die das Mitfühlen als schädlich für das menschliche Urteil ansehen und dazu auffordern, sich darüber hinwegzusetzen.

Wer im Rahmen einer vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift über aktuelle Themen schreibt, kann nur den Ereignissen hinterherhinken. Dennoch sei hier die überwältigende Solidarität angesprochen, die, Stand jetzt, der Ukraine und ihrer Bevölkerung vom übrigen Europa entgegengebracht wird. Es werden die Tapferkeit und die Leidensfähigkeit der Bevölkerung bewundert, die Hilfsbereitschaft ist groß. Es ist von gemeinsamen Werten die Rede, von der Entdeckung des kulturellen Anteils der Ukraine an der europäischen Kultur. Wieder und wieder werden Gemeinschaft und Solidarität beschworen. Beide Begriffe gehören zusammen. Wir sind solidarisch mit Menschen, mit denen wir etwas gemeinsam haben. In der Solidarität verbinden sich untrennbar rationale und emotionale Komponenten: Wir fühlen mit den Betroffenen und wollen zugleich verhindern, dass es uns so geht wie ihnen. Solidarität nimmt sehr verschiedene Formen an, je nachdem, welche Gruppe sie übt. Solidarisch sind Familien, gesellschaftliche Gruppen, ganze Völker und Nationen. Wir können ganz unterschiedlichen Anforderungen an solidarisches Verhalten ausgesetzt sein, und diese können sich auch widersprechen: Die Bewohner Frankreichs solidarisieren sich mehrheitlich mit ihrer Nationalmannschaft, die Französinnen mit Migrationshintergrund aber auch gegen den Rassismus in ihrem Land oder weibliche Muslime wiederum gegen Versuche ihrer männlichen Partner, ihre Bildungschancen und Rechte einzuschränken. Solidarität ist meistens nicht nur eine Stärkung einer Gruppe von innen, in den allermeisten Fällen richtet sie sich auch gegen andere; ganz exemplarisch zeigt sich das an der Solidarność genannten Gewerkschaftsbewegung Polens, die sich erklärtermaßen gegen das seinerzeitige kommunistische Regime richtete. In ähnlicher Weise abgrenzend gegen Dritte verstand auch Gerhard Schröder seine Bekundung „uneingeschränkter Solidarität“ für die USA nach dem 11. September. Solidarität ist unlöslich verbunden mit der Abwehr gegen andere. Das ist nicht ihr ganzer Inhalt, aber doch ein wesentlicher Aspekt. Und das logischerweise, denn gebraucht wird sie in der Not, die zumeist von anderen ausgeht. Alles andere, etwa die Unterstützung bei Naturkatastrophen, ist einfach Hilfsbereitschaft, nicht Solidarität; diese hat immer Grenzen, nämlich da, wo die eigene Gruppe endet: Selbst die internationale Solidarität des Kommunismus mit den Werktätigen aller Länder fand seine Grenze an der Klassenzugehörigkeit. Sie hat auch da Grenzen, wo die Not groß ist und dann die Grenzen der eigenen Gruppe enger gezogen

werden. Bei ethnischen Vertreibungen etwa ist die Aufnahme der Vertriebenen durch ihre Landsleute oft von wenig Hilfsbereitschaft geprägt, wenn die eigene Not zu groß ist. Solidarität, deren Fehlen man in so einem Fall beklagen mag, ist in anderen Fällen wiederum auch moralisch nicht immer unumstritten – man frage die Gruppen, die davon ausgeschlossen sind. Die Solidarität eines Polizeikorps, das mögliches Fehlverhalten einzelner oder mehrerer Beamten zu vertuschen versucht, ist fragwürdig. Schlimmer noch die Solidarität, die Gruppen wie die Mafia und die organisierte Kriminalität einfordern, bei denen die Zielsetzung bereits schon gesellschaftsfeindlich ist, zu schweigen von ihrem Handeln.

Der Anthropologe und Ethnologe Irenäus Eibl-Eibesfeldt hat unterschiedliche Formen der Gruppen- und Identitätsbildung erforscht. Als in den 90er Jahren in Deutschland fremdenfeindliche Übergriffe zunahmen, versuchte er, dies mit einer instinktiven Abwehr von Gruppen gegen Außenstehende zu erklären. Dies trug ihm viel Kritik ein. Eibesfeldt war kein Rassist und hatte sich für die Stärkung der Identität vieler bedrohter Ethnien eingesetzt. Sein missglückter Versuch, mit seinen Einlassungen zu einer Versachlichung der Debatte beizutragen, war allerdings politisch naiv. Das Bemühen um eine Erklärung konnte als Verteidigung und Rechtfertigung für Fremdenfeindlichkeit missverstanden werden, und somit als ungewollte Unterstützung der falschen Seite. Jedenfalls steht die von ihm als anthropologische Konstante betrachtete, später etwas abgeschwächt von ihm so genannte „Fremdenscheu“ nicht unbedingt im Gegensatz zum Begriff der Solidarität: Solidarität innerhalb der Gruppe und Abwehr nach außen schließen sich, wie zuvor festgestellt, nicht aus. Oft gehen sie sogar zwingend einher.

Solidarität ist daher nicht unbedingt immer (nur) ein Ausdruck von Mitgefühl. Die Philosophie Schopenhauers sieht, in Übereinstimmung mit dem Buddhismus, auf den der Philosoph immer wieder verweist, das Mitleid als grenzenlos wirksame Motivation. Sie macht auch da nicht halt, wo jede Solidarität endet, weil scheinbar keine Gemeinsamkeit herzustellen ist: bei den anderen Lebewesen dieses Planeten. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter in Lukas 10, 30–37, ist ein schönes Beispiel für den Unterschied zwischen Mitgefühl und Solidarität: Der Pharisäer ignoriert das Leiden, das ein Verletzter leidet, da der nicht zu seiner Gruppe gehört und keinen Anspruch auf Solidarität hat; der Samariter dagegen handelt aus Mitgefühl. Bezeichnenderweise zählt weder im Christentum noch im Buddhismus Solidarität zu den Urtugenden.

Vergleichen wir vor diesem Hintergrund Entwicklungen der Ukraine- und der Flüchtlingskrise von 2015: In beiden Fällen gab und gibt es von Mitempfinden geprägtes Handeln. Und dennoch bestehen von Beginn an Unterschiede. Syrische Flüchtlinge empfangen Hilfe (nur) von denen, die des Mitleids fähig sind. Solidarität können sie, aus einer anderen Region, einer anderen Kultur mit einer anderen Religion stammend, nur bedingt erwarten.

Die Bewältigung der Flüchtlingsströme aus der Ukraine dagegen wird von vorneherein als ein politisches, ein europäisches Projekt verstanden. Mit ihrem Widerstand gegen Autokratie und ihrer als uns ähnlich verstandenen Kultur und Rechtsauffassung haben die UkrainerInnen Anspruch auf europäische Solidarität. Das macht einen Unterschied, wenn es um Solidarität geht. Nicht aber, wenn es um das Mitgefühl anderen Menschen gegenüber geht: Wer kann es wagen, das Leiden in der Ukraine gegen das in Syrien und auf dem Mittelmeer abzuwägen? Es ist in allen Fällen unvorstellbar groß. Wenn Solidarität, wie jetzt in der Ukrainekrise, vorwiegend Ausdruck von Mitempfinden ist, ist sie ein ungeheurer moralischer Impuls. Aber sie zeigt, um in die Kant / Schopenhauer'sche Terminologie zurückzukehren, nur ein partielles Bewusstsein von der Aufhebung des principium individuationis, des Unterschieds, bzw. der Trennung zwischen uns und anderen. Solidarität mit der Ukraine darf nicht den Blick auf die anderen humanitären Katastrophen unserer Zeit verstellen. Wir sollten Mitempfinden auch da unser Handeln bestimmen lassen, wo die Gemeinsamkeit und somit auch die Solidarität endet.

NACH OBEN OFFEN

Cornelius Tafel

Es fing ganz harmlos an. Unter den Freunden unserer Kinder befinden sich viele Musiker. Einer davon berichtete, ein Konzert müsse leider verschoben werden – wir dachten zuerst an Covid, immer die zurzeit naheliegendste Erklärung, das war es aber nicht. Es müsse ein neues Programm für das nächste Orchesterkonzert gefunden und das Tschaikowsky-Stück durch ein anderes ersetzt werden. Immer noch ahnungslos, dachte ich daran, dass die Besetzung das Problem sein könnte, immerhin hatte Tschaikowsky gerne große Orchester mit teilweise exotischen Instrumenten eingesetzt. Das war aber auch nicht der Grund, nein, aber: „Tschaikowsky ist doch ein russischer Komponist!" – die jungen Leute amüsierten sich über meine Begriffsstutzigkeit. Zu ihrer Ehrenrettung muss ich sagen, dass auch ihnen die Begründung nicht einleuchtete. Was sie dann doch überraschte, war meine Fassungslosigkeit über diesen Akt falsch verstandener Solidarität.

Ja geht's denn noch? Was bitte hat Tschaikowsky mit Putins Angriffskrieg zu tun? Sollen wir denn einen wesentlichen Teil der europäi-

schen Kultur ignorieren, der seit langem, und lange vor Putin, besteht? Sollen wir Dostojewski, Pasternak, Solschenizyn und Sorokin nicht mehr lesen, die genau die Probleme Russlands angesprochen haben, unter denen das Land heute noch leidet? Sollen wir Mussorgskij und Schostakowitsch nicht mehr hören? Wie dumm, wie ignorant ist das denn?

Wenn sich ohne Not ein Dirigent wie Valerij Gergiev offen politisch auf die Seite Putins stellt, dann muss er die Konsequenzen tragen, und das ist gut so. Aber von außen die gesamte, zum Teil auch oppositionelle Kultur eines Landes mit dem jeweiligen Machthaber zu identifizieren heißt, genau dessen Geschäft zu betreiben – der Boykott russischer Kultur bedeutet, Putin quasi als deren rechtmäßigen Sachwalter zu legitimieren.

Bei Meldungen über Erdbeben wird traditionell in den Medien berichtet, die für deren Messung erstellte Richter-Skala seien “nach oben offen“. Für eine noch einzurichtende Ignoranz-Skala gilt allem Anschein nach genau dies auch: sie kennt nach oben offenbar keine Grenzen.

AKTION OLYMPIA

Irene Meissner

In den BDA Informationen 1.22 wurde über die gescheiterte olympische Erdskulptur auf dem Schuttberg des Münchner Olympiageländes im Zusammenhang mit der Ausstellung Die Olympiastadt München im Architekturmuseum der TUM in der Pinakothek der Moderne (7.7.2022–8.1.2023) berichtet. In dieser Ausgabe soll an den Protest Aktion Olympia und die Solidaritätsbekundungen der fünf Architektenverbände – BDA, BDB, VFA, BAB, BDGA – „gegen undemokratische und den olympischen Gedanken verneinende Machenschaften der olympischen Obrigkeit“ erinnert werden.

Nachdem Behnisch & Partner den Ideen- und Bauwettbewerb für die olympischen Sportstätten auf dem Oberwiesenfeld am 13. Oktober 1967 gewonnen hatten, verstrichen bis zur Beauftragung mehrere Monate mit Streitereien über die Form des Zeltdachs, das auf Frei Ottos Konstruktion des Deutschen Pavillons für die Weltausstellung in Montréal 1967 basierte, sowie mit der Entwicklung alternativer Lösungen. Behnisch & Partner hatten im Wettbewerb nicht nur das Dach, sondern auch die städtebauliche Konzeption für die Sportlerunterkünfte nur in Umrissen ausgearbeitet, deswegen empfahl das Preisgericht unter dem Vorsitz von Egon Eiermann, einen eigenen neuen Wettbewerb für das Olympische Dorf auszuloben. In dieser Zwischenphase führte die 1967 für die Durchführung der Baumaßnahmen gegründete Olympiabaugesellschaft (OBG) auch Gespräche mit den Drittplatzierten im Wettbewerb, Heinle, Wischer und Partner (HW + P). Im Gegensatz zu Behnisch, besaßen HW + P bereits Erfahrungen im Bau von Großprojekten.

Die Hinzuziehung der Zweitplatzierten – ein junges Hamburger Architektenteam, darunter Anke Marg, die Ehefrau von Volkwin Marg – wurde vermutlich wegen fehlender Praxis erst gar nicht erwogen.

HW + P hatten im Wettbewerb die Sportstätten in verhältnismäßig großem Abstand locker zueinander angeordnet, ihre Dorfplanung hielt sich, wie Peter M. Bode in der Süddeutschen Zeitung schrieb, „im konventionellen Rahmen des üblichen, aber keinesfalls zukunftsweisenden Städtebaus“. Da aber auch das Olympische Dorf wie die Anlage der Sportstadien 1972 im Mittelpunkt des Weltinteresses stehen würde, hatte der Deutsche Werkbund bereits von Beginn an gefordert, das Dorf im Sinne eines „Demonstrativbauvorhabens“, als ein beispielgebendes Modell für Wohnformen wie die berühmten Werkbundsiedlungen der 1920er-Jahre, zu errichten. Auch Egon Eiermann sah es als Verpflichtung an, neue urbanistische Wohnformen zur Diskussion zu stellen, wie das die Siedlung „Habitat“ auf der Weltausstellung in Montréal vorgeführt hätte.

Entgegen der Empfehlung des Olympia-Preisgerichts, einen freien Architektenwettbewerb auszuloben und obwohl die Vorbereitungen dafür abgeschlossen waren und das Preisgericht bereits feststand, entschied am 1. März 1968 der Aufsichtsrat der Olympiabaugesellschaft (Franz Josef Strauß, Konrad Pöhner, Hans-Jochen Vogel) einstimmig und überraschend, diesen aus Zeit- und Kostengründen abzusagen und die Baumaßnahmen auf dem nördlichen Bereich des Olympiageländes direkt an Heinle, Wischer und Partner zu vergeben. Damit erhielten die Architekten, die Referenzen im Institutsbau, unter anderem in Regensburg, vorweisen konnten, aber noch nie eine Siedlung geplant hatten, sowohl den Auftrag für die Hochschulsportanlage wie auch für das Olympische Dorf der Männer. Für das Frauendorf sollten die bereits vorhandenen Planungen von Werner Wirsing und Günther Eckert herangezogen werden; diese hatten zwar nicht am Wettbewerb für die Olympischen Spiele teilgenommen, aber schon 1960, vor der Bewerbung um die Olympischen Spiele, einen Auftrag vom Münchner Studentenwerk für Studentenwohnungen auf dem Oberwiesenfeld erhalten. Zu diesem Zeitpunkt war auch noch nicht die Entscheidung für die endgültige Dachkonstruktion der Sportstätten gefallen, für die bis zum 1. Juni 1968 zwei Alternativen – ein vorgespanntes Hängedach mit schalenartiger Holzkonstruktion und ein radialgestütztes Hängedach – von Behnisch & Partner zu untersuchen waren. Es drohte also, dass das ambitionierte Vorhaben, eine einmalige Gesamtanlage für die Olympischen Spiele 1972 zu schaffen, verwässert wurde.

Der Bund Deutscher Architekten Bayern protestierte sofort gegen dieses Vorgehen. Massive Kritik der Fachwelt setzte ein, die Architektenverbände BDA, BDB, VFA, BAB und BDGA schlossen sich zur „Aktion Olympia der freien Architekten in Deutschland“ zusammen und forderten einen Wettbewerb für das Olympische Dorf. Ebenso äußerte Egon Eiermann

deutliche Kritik: „Nun sind wir wohl so weit, wie wir nicht kommen wollten, und die Mühe um eine große Chance wird gnadenlos vertan. (...). Warum sich alle gefallen lassen, dass der 2. Preisträger, der immerhin der 2. Preisträger ist, einfach übergangen wird, und wieso man Herrn Heinle neben der Sportschule, die schon alleine ein ganz schönes Objekt ist, nun auch noch die ganze Wohnsiedlung nachschmeißt, das begreift kein Mensch. Ich habe ihm einen Brief geschrieben und gefragt, ob er nicht bei der Stimmung, die unter der deutschen Architektenschaft herrscht, durch Rücktritt von dem bereits erteilten Auftrag das Wohnviertel zu bauen, nicht Freiheit lässt für einen von der gesamten Architektenschaft mit Recht gewünschten und hier angebrachten Wettbewerb."

Alle 27 daraufhin erfolgten offiziellen Vorstöße der freien Architektenverbände, doch noch einen Wettbewerb für das Olympische Dorf zu erzwingen, scheiterten. Daraufhin kündigten im Mai 1968 die Olympia-Preisrichter Egon Eiermann, Ernst Maria Lang und Walther Schmidt sowie der Architektenbeirat – Harald Deilmann, Hardt-Waltherr Hämer, Klaus Heese, Peter Lanz, Friedrich Wilhelm Krämer, Kurt Maenicke, Hans Maurer, Peter C. von Seidlein – ihre Beratertätigkeit in den Olympiaausschüssen. Die Aktion Olympia plante nun, einen freien Ausschuss für die Olympiabauten zu bilden, sowie die Durchführung eines eigenen Wettbewerbs und diesen von einer internationalen Jury beurteilen zu lassen, um aufzuzeigen, welche Bedeutung eine derartige Konkurrenz für die Suche nach einem alternativen zukunftsweisenden Wohnungsbau habe.

Den Entwurf für das Olympische Dorf der Männer für rund 8000 Sportler erarbeiteten aber nun HW + P in einem mehrstufigen Optimierungsverfahren über 57 Vorstudien, unter Hinzuziehung internationaler Fachgutachter, darunter die renommierten Stadtplaner Georges Candilis, Jacob Bakema, Aarne Ervi und der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich. Als leitende Kriterien wurden genannt: „menschlich, vielfältig, lebendig und freizeitbetont". Dieses Verfahren wurde von der Olympiabaugesellschaft als gleichwertig zu einem Wettbewerb angesehen. Der dann am 6. August 1968 der Öffentlichkeit vorgestellte Entwurf mit „Drive-In-Terrassenhäusern und hängenden Gärten" erhielt von offizieller Seite viel Lob. Franz Josef Strauß, Aufsichtsratsvorsitzender der Olympiabaugesellschaft (OBG) rühmte die Planung als „richtungsweisendes Werk im deutschen Wohnungsbau" und Willi Daume, Präsident des Nationalen Olympischen Komitees erklärte, ein so schönes Dorf habe es in der Geschichte der Spiele noch nie gegeben. Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel schwärmte von dem neuen Stadtteil, der mit dem „Dorf" den vernachlässigten Münchner Norden aufwerten werde. Und auch Günter Behnisch erklärte, „daß sich die von Professor Heinle gewählte Lösung am besten in sein Gesamtkonzept einfüge."

Die Aktion Olympia hingegen nahm kritisch Stellung. Die Gutachter wären vom Planer selbst hinzugezogen worden, auch nie vor

Ort gewesen und damit wäre das demokratische Prinzip unabhängiger Instanzen, das bei einem Wettbewerb durch die Jury und die Teilnehmer des Preisgerichts gegeben sei, nicht zum Tragen gekommen. Zudem zeichne sich bereits jetzt ein Konflikt zwischen den privaten Bauträgern, die das Dorf errichten sollen, und den wirtschaftlichen Notwendigkeiten ab. Kritikpunkt war vor allem die mangelnde Einordnung in die Gesamtplanung, die Ziel des Sportstättenwettbewerbs gewesen wäre, denn die prägnanten Formen des Olympischen Dorfs würden beide Komplexe miteinander in Konkurrenz treten lassen. Besonders deutlich würden die Fehler an dem ebenfalls von Heinle, Wischer und Partner geplanten benachbarten Hochschulsportgelände, das einer Industrieanlage gleiche und beziehungslos auf der Wiese stünde. Auch die Studentenstadt, deren Grund und Boden Eigentum des Freistaats ist, zeige eine „spürbare Absonderung“ von der übrigen Wohnbebauung, die dem Bund gehöre.

Schlussendlich errichteten mehrere private Bauträger das Olympische Dorf, bei dem die Nachnutzung als funktionsfähiges Stadtzentrum mit eigenständiger Infrastruktur eingeplant war. Von der Mitte der Anlage mit Versorgungseinrichtungen entfalten sich drei kammartig angeordnete „Wohnarme“ mit weitgehend nach Süden orientierten Terrassen. Reihen- und Gruppenhäuser, Atriumbungalows und Penthäuser, alle mit variablen Grundrissen, ermöglichten eine gemischte nacholympische Wohnnutzung. Es entstand ein nahezu autarkes Stadtviertel mit FußgängerInnen- und Fahrverkehr auf zwei getrennten Ebenen.

Die negative Berichterstattung setzte sich trotz aller zugestandener Qualitäten, wie die Schaffung ausreichender Grünflächen, fließenden Gewässer und die konsequente Trennung der FußgängerInnen von den Autos, zunächst fort. Das Olympische Dorf wurde vielfach als eine „Betonburg“ wahrgenommen und verzeichnete zunächst einen hohen Leerstand, doch allmählich trat ein Wandel ein. Heute zählt das „grünste Dorf Münchens“ mit circa 8000 EinwohnerInnen zu den beliebtesten Wohngegenden der Stadt. Nähe und Bekanntschaften prägen die lebendige Dorfgemeinschaft. In keinem anderen Stadtviertel Münchens ist die Architektendichte so hoch. Auf die circa 3.200 Haushalte entfallen rund 65 Mitglieder der Bayerischen Architektenkammer (Auskunft Eric Mader, BYAK). Dass in jeder 50. Wohnung einmal ein Architekt oder eine Architektin leben würde, hätten die Mitglieder der Aktion Olympia sicherlich nicht für möglich gehalten.

Lektüreempfehlung:
Natalie Heger, Das Olympische Dorf München. Planungsexperiment und Musterstadt der Moderne, Dissertation an der Universität Kassel (Betreuung Maya Rainer), 2012.

MOEDING

MOEDING
IHR PARTNER FÜR INDIVIDUELLE FASSADEN

PLANER I DIETRICH | UNTERTRIFALLER ARCHITEKTEN ZT GMBH
UND CHRISTIAN SCHMÖLZ ARCHITEKT
OBJEKT I STADTBIBLIOTHEK, DORNBIRN
FOTOGRAFIE I STEFAN MÜLLER-NAUMANN

WWW.MOEDING.DE

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 3.22 befassen sich mit dem Thema „Grün“. Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leserinnen und Leser.

Redaktionsschluss: 31. August 2022

Ab diesem Heft werden die BDA Informationen ohne Kuvert versandt – ein kleiner Beitrag zum Klimaschutz.

WOW, TOLL !!

Michael Gebhard

In regelmäßigen Abständen dringen die Äußerungen des CSU Stadtrats Manuel Pretzl an unser für Architektur und Städtebau so sensibles Ohr. Sie erinnern uns an einst populäre bayrische Kurzlieder – Gstanzln.

Dieses Gstanzl kündet uns von Herrn Pretzls Überdruss an der ach so langweiligen Architektur und dem misslungenen Städtebau in München. Neuerdings mit einer Extrastrophe, einer Zugabe, zum Thema Stadtgestaltungskommission.

Neu ist dieses Gstanzl allerdings nicht, eher wohlbekannt. Das haben andere schon vor ihm, vielleicht auch mit größerer Berechtigung, gesungen. Dieses Lied ist ein laien-architektonischer Schlager, würdig eines Dieter Thomas Heck. Ein Lied, das man gerne an Stammtischen singt, um sich dann gegenseitig auf die Schulter zu klopfen und einen drauf zu trinken.

München mag vielleicht im Vergleich zu New York, London, Tokio langweilig sein. Ob sich Herr Pretzl und seine Sangesbrüder allerdings die dortigen Verhältnisse wünschen, darf bezweifelt werden. Da würden er und seine Partei doch erhebliche Glaubwürdigkeitsprobleme bei ihrer Gefolgschaft bekommen.

Aber zugegebenermaßen gibt es sie, die Städte wo jeder aktuelle Trend der Architektur umgehend gebaut wird.

Da empfehlen wir Herrn Pretzl und Seinesgleichen eine Reise ins ferne, aber sehr lehrreiche Japan.

Was wird er dort sehen? In Tokio beispielsweise? Highlight an Highlight! Ja, tatsächlich!

Sollte er allerdings keine geschulten Begleiter haben, wird er viele davon als solche gar nicht erkennen, sondern eher achtlos an ihnen vorübergehen. Seinem kritischen Auge, das er ja tatsächlich zu haben scheint, wird dann hoffentlich nicht entgehen, dass man es hier im Gesamtbild eher mit einer architektonischen Kakophonie zu tun hat. Den Highlights von vor wenigen Jahren kräht hier schon lange kein Hahn mehr nach. Sie stehen im wahrsten Sinne des Wortes einfach da, meist autistisch auf sich und die eigene Bedeutung

bezogen. Mit den Nachbarn hat man nur die gegenseitige Missachtung gemeinsam.

Weil viele Zeitgenossen es vermutlich schon vergessen haben, sei auch an einige Highlight-Projekte aus der Baugeschichte Münchens erinnert, die gottseidank, an uns vorübergegangen sind, weil sie entweder schon im Entwurfsstadium gescheitert sind oder nach dem Bau wegen Dysfunktionalität wieder beseitigt werden mussten. Wir denken an das Hochhausprojekt des sonst so geschätzten Otto Orlando Kurz am Viktualienmarkt, wir denken an ein gebautes und wieder entsorgtes Projekt, das berühmte Schwabylon von Justus Dahinden, oder an den nur sehr Wenigen bekannten Hochhausentwurf von Joseph Wiedemann für Hettlage, in der heutigen Fußgängerzone. Im Übrigen alles hochgeschätzte Kollegen, die uns mit vielen noch heute prägenden und bewunderten Bauten in München bedacht haben. Soll heißen, auch die Hervorbringungen großer Namen, die zu bestimmten Zeiten gar als Sensation gehandelt wurden, sind stets kritisch zu hinterfragen und gegebenenfalls durchaus zu verwerfen – Highlight hin, Highlight her.

Dass nun zu guter Letzt Herr Pretzl auch noch die Stadtgestaltungskommission in sein Gstanzl einbezogen hat, verwundert nicht sonderlich. Das reiht sich ein in das allerorten betriebene, überaus populäre Expertenbashing, das jedem nahelegt, dass er oder sie es eh besser weiß als Die (Experten). Bauchgefühl gegen fundierte, erfahrene Expertenmeinung, das ist kein Nährboden für eine sachliche Diskussion.

Abschließend gesagt: Die Stadtgestaltungskommission ist eine sehr, sehr gute Einrichtung für München, die die Politik in ihrer Entscheidungsfindung profund unterstützt. Sie darf gerne auch kritisiert werden. Der Bauch bleibt bei den ihm biologisch-traditionell zugedachten Aufgaben. Da hat er zu tun.

VOM BAUEN

ZUM 100. GEBURTSTAG VON E. F. WOLGEMUT

Cornelius Tafel

Das Werk Ernst Friedrich Wolgemuts (1922–2004) als eines der großen Architekturvisionäre des 20. Jahrhunderts steht im Schatten des Schaffens berühmterer Zeitgenossen wie Buckminster Fuller, Konrad Wachsmann und Friedrich Kiesler. Zu Unrecht, wie im Folgenden zu zeigen sein wird.
Wolgemut stammte aus einer in Politik und Kultur profilierten Familie. Sein Stiefvater E. F. Dräcker war Diplomat im Auswärtigen Amt; der SPD-Bundestagsabgeordnete Mierscheid und der US-amerikanische Produzent und

Regisseur Alan Smithee sind seine Cousins. Entscheidend für die Entwicklung des jungen, mit einer Arbeit über Hoax-Modelle in der industriellen Vorfertigung promovierten Ingenieurs und Architekten waren die Architekturdiskussionen der späten 50er und frühen 60er Jahre, die Begeisterung junger Architekten für große visionäre, teils utopische Projekte, und eine schier grenzenlose Technikgläubigkeit. Wirtschaftlich unabhängig, nahm Wolgemut Kontakt auf zu Buckminster Fuller und Konrad Wachsmann, mit dem zusammen er ein neues, universelles Verbindungsmittel entwarf, eine Weiterentwicklung des sogenannten Wachsmann-Knoten. Das unter der Bezeichnung Siemens-Lufthaken patentierte Produkt erwies sich aber in der praktischen Anwendung als problematisch; die Produktion wurde nach wenigen Jahren eingestellt.

Wesentlich beeinflusste ihn die Begegnung mit Iannis Xenakis im Büro von Le Corbusier, der ihn auf den Zusammenhang von Architektur und Musik hinwies. Wolgemuts wenige ausgeführte Bauten verstand er daher auch als Kompositionen, den Bauplan als Partitur. Während seine Teppichsiedlung in Niemandsland bei Augsburg nach Klavierkompositionen von J. S. Bach von der Kritik wohlwollend aufgenommen wurden, geriet der Bau einer Villa in Schilda (Landkreis Göttingen), die bauliche Umsetzung einer Komposition von Eric Satie nach Texten von E. A. Poe, zum Skandal. Entsprechend der in dem Stück zum Ausdruck gebrachten Klaustrophobie hatte sich Wohlgemut geweigert, für das Gebäude einen Eingang vorzusehen. Nach dem gerichtlich angeordneten Einbau einer Zugangstür distanzierte sich Wolgemut von dem Projekt.

Wolgemut war fasziniert von der Idee, die räumliche Ausdehnung von Großstädten durch Hochhäuser an den Kreuzungspunkten von Radial- und Ringstraßen deutlich zu machen, so wie er es durch das Wolkenbügel-Projekt von Lissitzky und später die 7 Schwestern genannten Hochhäuser in Moskau exemplarisch umgesetzt sah. Sein Vorschlag, analog dazu die Innenstadt von Paris entlang der Périphérique mit verkleinerten, 150 Meter hohen Nachbauten des Eiffelturms zu umgeben, wurde von den zuständigen Gremien allerdings mit Hinweis auf die Einzigartigkeit des Originals abgelehnt. Die Energiekrise der frühen 70er Jahre in Verbindung mit den vom Club of Rome festgestellten „Grenzen des Wachstums“ (1972) führten bei Wolgemut zu einer Abkehr vom unbedingten Fortschrittsglauben seiner früheren Jahre. Wolgemut war einer der ersten Architekten, die sich der Themen Umweltschutz und Ökologie annahmen. Großen Raum in seinem Denken nahmen Überlegungen zum Lebenszyklus von Gebäuden ein, insbesondere zu deren Lebensende. Die Forderung von Wolf D. Prix „Architektur muss brennen“ lehnte er als unökologisch und als ungenügende Lösung des Entsorgungsproblems ab. Er forderte bereits in den 80er Jahren die vollständige biologische Abbaubarkeit von Gebäuden und fasste seine musischen, gesellschaftlichen und technischen Aspekte umfassende Architekturtheorie in der Streitschrift zusammen: Komponieren und

Kompostieren – Lebenszyklen im Bauwesen. Erwachendes ökologisches Bewusstsein und Interesse an großen Infrastrukturprojekten schlossen sich im Werk Wolgemuts nicht aus. München wurde zu seiner Heimat, als er 1987 im Rang eines Sektionsleiters im Baureferat die Abteilung Zukunftsfragen übernahm, die allerdings weder mit Personal noch einem Etat ausgestattet und von Wolgemut ehrenamtlich geführt wurde. Während Teile seiner Ideen (Untertunnelung des Mittleren Rings, Hochhäuser an der Peripherie) längst Wirklichkeit geworden sind, blieben seine radikaleren Ideen unrealisiert: Dazu zählt die Überbauung der Isar mit einer Magnetschwebebahn von Tölz nach Freising, die von dort zum Flughafen München weitergeführt werden sollte. Ebenso unausgeführt blieb sein Lieblingsprojekt, die Umwandlung der Theresienwiese zu einem künstlichen innerstädtischen See. Unermüdlich wies Wohlgemut auf die vielfältige Nutzbarkeit dieses Sees als Austragungsort von Ruderwettbewerben, Regatten, als Löschwasserteich und (winters) als Eislauffläche hin. Das Oktoberfest sollte nach seiner Vorstellung auf temporären Inseln und Pontons stattfinden. Mit diesem Vorschlag schlug er die Brücke zu seinen beruflichen Anfangsjahren, als ihn die Vorschläge einer Überbauung der Bucht von Tokio durch Kenzo Tange (1960) fasziniert hatten. Zugleich verweist die Idee eines „schwimmenden Oktoberfests“ auf ein eigenes Projekt, eine 1:1-Kopie von Venedig im chinesischen Meer in der Nähe von Shanghai, mit der er den aus seiner Sicht ökologisch völlig unverantwortlichen Massentourismus aus Fernost hin zum italienischen Original eindämmen wollte. Das Interesse von Investoren und der bereits erfolgte großmaßstäbliche Nachbau ganzer Stadtteile prominenter europäischer Städte in den Vororten von Shanghai zeigen, dass diese nur scheinbar utopische Idee Wolgemuts gute Chancen hat, postum eines Tages Realität zu werden. Das (mutmaßliche) Ableben des großen Architekturtheoretikers und Visionärs Wolgemut ist bis heute ungeklärt: Nach einem Besuch des Kyffhäuser-Denkmals (Thüringen) im Jahr 2004 wurde er nicht mehr gesehen. Sein 100. Geburtstag am 1. April 2022 ist nun Anlass, seiner wieder zu gedenken.

SIEBEN FRAGEN AN

SUMMACUMFEMMER ARCHITEKT*INNEN

Sie haben mit Ihrem Bau „San Riemo“ 2022 zusammen mit Büro Juliane Greb den BDA Preis der Jury und auf dem BDA Tag in Nürnberg zusammen mit der Bauherrschaft Kooperative Großstadt EG die NIKE für Soziales Engagement erhalten. Die BDA Redaktion gratuliert Ihnen hierzu herzlich.

1. ***Haben Sie einen Wunsch für den Wohnungsbau der Zukunft, der in Ihren gewonnenen Erfahrungen wurzelt?***

Wir hatten viel Glück, für eine so ambitionierte Bauherrschaft wie die Kooperative Großstadt

planen zu können. Unser Wunsch wäre, dass noch viel mehr Architekt*innen eine ähnliche Möglichkeit bekämen. „Den“ Wohnungsbau der Zukunft gibt es bestimmt nicht – zum Glück. Gäbe es aber mehr Auftraggeberinnen wie die Kooperative Großstadt, wäre das Feld gut vorbereitet, damit wir Architekt*innen unsere Fähigkeiten überhaupt zur Entfaltung bringen können. Wir würden uns wünschen, dass im Wohnungsbau die Position einer Wand oder Tür nicht nur ökonomisch, konstruktiv und formal-gestalterisch untersucht und bewertet werden darf, sondern auch sozial. Beim San Riemo Projekt hatten wir diese Freiheiten – und haben uns daran abgearbeitet. Wäre toll, wenn der Wohnungsbau als Forschungsfeld für möglichst viele wieder zurückgewonnen werden könnte.

2. Wie nehmen Sie den BDA wahr?

Verfängliche Frage an uns als Nicht-BDA-Mitglieder... Wir haben auf jeden Fall großen Respekt vor allen individuellen und kollektiven Leistungen, die sich an der Frage nach dem Sinn und den Aufgaben von Architektur als Profession abarbeiten. Dazu gehört auch die Arbeit des BDA. Wir nehmen den BDA als eine starke Stimme in der Öffentlichkeit wahr. Als institutionalisierte Stimme besitzt sie die notwendige Präsenz, um zwischen der Architekturdisziplin und den Dingen außerhalb zu vermitteln – in beide Richtungen. Eine solch „integrative“ Arbeit schätzen wir sehr. Und davon haben wir als junges Büro auch schon selbst profitiert – etwa durch den von Ihnen erwähnten BDA-Bayern Preis mit der entsprechenden öffentlichen Aufmerksamkeit. Der BDA kann Stimmen hörbar machen, die sonst vielleicht ungehört blieben. Auf der anderen Seite nehmen wir Charakterzüge von Exklusivität wahr, mit denen wir uns persönlich nicht so verbunden fühlen. Für uns klingen „Berufungen“ in den „Club“ mit dem „Gütesiegel BDA“ etwas ausgrenzend – aber dies mag auch nur die Außenwahrnehmung von uns als Nicht-BDA-Mitglieder sein. Die Kriterien für architektonische „Güte“ – zumal über einen lebenslangen Schaffensprozess hinweg – sind für uns jedenfalls schwierig zu fassen und sicherlich auch nicht an das Vorhandensein eines „gebauten“ Œuvres gekoppelt. Wir mögen kollektive Bündnisse ohne Aufnahmeprüfungen.

3. Sie sind ein junges Büro. Wie sehen Sie Ihre beruflichen Chancen und die anderer junger Kolleginnen im regionalen und nationalen Wettbewerb?

Stimmt, wir sind ein junges Büro – zumindest was unseren gebauten „Output“ betrifft. Andererseits: Wir sind beide kurz vor vierzig, seit sieben Jahren selbständig, seit elf Jahren mit dem Studium fertig. In anderen Disziplinen würde man da vermutlich nicht mehr als jung gelten. Im deutschen Vergabewesen traut man „jungen“ Büros wie uns aber immer noch recht wenig zu. Qualität wird dort ja vor allem retrospektiv an Zahlen festgemacht: bisherige Honorarumsätze, Bausummen, Referenzprojekte, Mitarbeiter*innen – je mehr desto besser. Für uns erscheinen solche quantita-

tiven Selektionskriterien ziemlich aus der Zeit gefallen und Nachbarländer wie Belgien oder die Schweiz machen vor, dass es auch anders geht. Hier in Deutschland bleibt uns jungen Büros dann manchmal nicht viel mehr, als all unsere Energie in sehr kleine Bauaufgaben zu stecken. Das macht uns auch viel Freude (wir streben nicht unbedingt nach den großen Dingen) – aber klar, leben kann man dann nur sehr schwer davon. Wir denken oft über den „Wert" unserer Arbeit nach und stellen fest, dass es nur selten eine monetäre Vergütung gibt, die den Begriff „Erwerbsarbeit" rechtfertigen würde. Oft ist es ein wie auch immer querfinanziertes und mit hohem persönlichen Einsatz verbundenes „Engagement". Das finden manche – nachvollziehbarer Weise – fragwürdig. Andererseits tun wir uns auch schwer damit, unseren Eifer so zu zähmen, dass es eine auskömmliche Sache wird (und wir dafür ein paar Abstriche an unseren eigenen Ansprüchen hinnehmen müssen). Das San Riemo Projekt beispielsweise war nur möglich, weil wir das Geldverdienen ziemlich weit hinten angestellt haben. Dafür haben wir viel Freude an dem Ergebnis. Ein echtes Dilemma.

4. Gibt es eine Planung oder ein Gebäude, das Sie in letzter Zeit besonders beeindruckt hat?

Das Projekt La Borda in Barcelona ist ziemlich beeindruckend, weil dort Fragen der Architektur auf so vielen inhaltlichen Ebenen verhandelt werden. Kurz zusammengefasst: Eine Initiative besetzt eine leerstehende Textilfabrik, um sie vor dem Abriss zu retten. Die Gemeinde gibt einen kleinen Teil für den Umbau in Gemeinschaftsflächen frei, was wiederum eine denkmalpflegerische Debatte über den Erhalt der gesamten Fabrikanlage anstößt. Die Gemeinde rückt von sämtlichen Abbruchplänen ab. Eine Genossenschaft realisiert am Fabrikrand ein Wohnhaus, in dem das nachbarschaftliche Wohnen und gegenseitige Sorgetragen im Zentrum steht. Fast ganz aus Holz. Es versprüht Lebensfreude – und lässt uns ahnen, dass verdammt viel Arbeit von ziemlich vielen Beteiligten dort drin steckt...

5. Haben Sie ein Ziel, wie lange Sie als Architekt*innen tätig sein wollen?

Unsere Ziele sind eigentlich immer eher kurzfristig. Hört sich etwas planlos an, aber tatsächlich genießen wir die Freiheit, die daraus entsteht. Statt von Zielen könnte man vielleicht eher von Phasen oder Launen sprechen. Zur Zeit investieren wir viel Energie, um Architektur als Praxis in ganz unterschiedlichen Formen zu studieren und zu betreiben: planend, selber bauend, unterrichtend, schreibend... Das ist viel Arbeit, macht aber in dieser Vielfalt natürlich auch viel Freude. Wir mögen, wenn die Grenzen verschwimmen und haben nichts dagegen, dass am Ende alles ein großer Matschhaufen ist. In diesem Haufen ist dann manchmal schwer zu erkennen, was Beruf, Erwerbsarbeit, Reproduktionsarbeit, Hobby oder einfach nur Leben ist. Vielleicht taucht die Architektur nicht für immer in all diesen Bereichen auf – aber ganz verschwinden wird sie hoffentlich nie...

6. Was sind Ihre Gedanken zur Zukunft der Architektur?

Große Frage. Vielleicht mal so probiert: Die Architektur als Profession wird sich vermutlich weiterhin mit der Frage auseinandersetzen, um was es in der Architekturdisziplin eigentlich geht. Als Architekt*innen sind wir ja konstant auf der Suche, um Sinn und Zweck unseres Schaffens auszuloten und immer wieder neu zu bewerten. Denn die Ziele unserer Profession sind ziemlich schwammig, zumindest für uns. Manchmal fragen wir uns, ob Mediziner*innen und Jurist*innen auch so oft darüber nachdenken, was sie da machen, wofür und warum. Andererseits macht diese Unschärfe unseren Beruf ja auch gerade so spannend und herausfordernd: Wir sind keine Dienstleister*innen die einfach Bestellungen abarbeiten, sondern wir selbst können (und sollen) definieren, welche Aufgaben wir überhaupt angehen möchten (und müssen). Was bauen wir überhaupt, für wen, mit welchen Mitteln und in welcher Form und Gestalt? Viele dieser Aufgaben kommen aus der jeweiligen Zeit heraus – und werden von anderen Disziplinen an die Architektur herangetragen. Persönlich haben wir viel Freude daran, diese an unsere Disziplin herangetragenen Aufgaben mit den Mitteln der Architektur anzupacken. Und diese Mittel sind am Ende vielleicht doch immer noch die „tradierten“ Werkzeuge, die uns als Architekt*innen zur Verfügung stehen und die so etwas wie den Kern unserer Profession bilden.

7. Gibt es eine Erwartung, die sie im Berufsleben bereits aufgeben mussten und welche würden Sie nie aufgeben?

Aufgegeben haben wir tatsächlich die Erwartung, dass sich all die persönlichen Mühen, Risiken und Unwägbarkeiten beim Gestalten guter Architektur am Ende auch unmittelbar in einer angemessenen Bezahlung widerspiegeln könnten. Die Gratifikationen erfolgen bei uns oft mittelbar, etwa durch öffentliche Anerkennung und daraus resultierend Unterrichtsstellen, die wiederum unsere praktischen Tätigkeiten querfinanzieren können. Klar, dieser Weg ist selbstgewählt und manch einer bekommt den Spagat zwischen Wirtschaftlichkeit und Anspruch an das eigene Schaffen auch anders und besser hin. Was wir hingegen nicht aufgeben wollen, ist unsere Freude am Gestalten. Das betrifft die physische Form, aber auch gesellschaftliche und politische Dimensionen von Architektur. Klingt höchst idealistisch, vielleicht auch naiv-künstlerisch – aber wenn es nichts mehr zu gestalten gibt, machen wir nicht mehr mit. Auch nicht für viel Geld.

BDA KONSIL AM 8. JULI 2022 IN MÜNCHEN

In den letzten Jahren hat der BDA viele Papiere verabschiedet und nach außen kommuniziert, z. B. das Thesenpapier „Das Haus der Erde“. Darin sind 10 Positionen für eine klimagerechte Architektur in Stadt und Land formuliert.
Sind diese Thesen schon bei Ihnen im Büro angekommen? Was bedeutet es für uns BDA Architektinnen und Architekten, wenn wir beispielsweise keine Neubauten mehr planen? Gebäude mit wenig bis gar keiner Technik – völlig illusorisch oder der richtige Weg? Was bedeutet der Verzicht auf energieintensiv erzeugte Materialien wie Beton und Stahl für unser Planen und Bauen? Und wie mischen

wir uns ein, wenn täglich von Gesellschaft, Politik und Bauherrn gegen den Erhalt unserer Lebensgrundlagen verstoßen wird?
Wenn wir die Positionen des Thesenpapiers ernst nehmen, was heißt das für unsere berufliche Zukunft? Welche Aufträge haben wir dann noch und wie werden diese honoriert? Wie müssen wir unser Berufsbild anpassen? Wie können wir für die Umwelt und die Gesellschaft Sorge tragen, wenn wir nicht zuerst für uns, für unseren Berufsstand Sorge tragen? Auskömmliche Honorare und faire Vergabeverfahren sind also für uns entscheidend, um unserem Satzungsziel, die Qualität des Planens und Bauens in Verantwortung gegenüber Gesellschaft und Umwelt zu stärken, weiter gerecht zu werden.

Der BDA Bayern will die interne Kommunikation intensivieren und lädt seine Mitglieder am 8. Juli 2022 zu einem „Konsil“ ein, um diese Themen zu debattieren. Impulse von Persönlichkeiten aus anderen Disziplinen werden die Debatte erweitern.

Veranstaltungsort: Haus der Architektur, Waisenhausstraße 4, 80637 München

DER BDA-ARCHITEKTURPREIS NIKE

Susanne Wartzeck

Beginnen möchte ich mit dem, was beim BDA-Architekturpreis Nike 2022 besonders war: Trotz der Reise- und Begegnungsbeschränkungen im Zeichen der Coronakrise haben sich alle sieben Jurorinnen und Juroren für eine physische Sitzung im Deutschen Architektur Zentrum in Berlin ausgesprochen und sich im März 2022 dort persönlich getroffen. Beteiligt an der Jury waren wie immer auch Vertreterinnen und Vertreter des letzten Preisjahrgangs. Die junge BDA-Architektin Marika Schmidt, die 2019 mit der Grundschule in Dettmannsdorf (Mecklenburg-Vorpommern) die Nike für Soziales Engagement gewonnen hatte, wurde von der Jury zur Vorsitzenden gewählt. Auch das ist neu, übernahm doch bisher stets der amtierende BDA-Präsident den Vorsitz. Aber vielleicht hatten wir auch deswegen eine sehr spannende und konstruktive Jurysitzung mit einem Ergebnis, das alle am Ende plausibel und stimmig fanden.

Die Jury vergab sechs „Niken“ in den aktuellen Kategorien Symbolik, Atmosphäre, Fügung, Komposition, Soziales Engagement und Neuerung. Mit der „Großen Nike“, symbolisiert durch eine Plastik des Bildhauers Wieland Förster, wird zusätzlich ein Bauwerk geehrt, das allen Nike-Preiskategorien in ganz besonderer Weise gerecht wird.

Für den BDA-Architekturpreis Nike kann man sich nicht bewerben. Die „Nike“ wird vielmehr auch gern als „Preis der Sieger“ bezeichnet, denn von den BDA-Landesverbänden werden dafür heraus-

ragende Gebäude und städtebauliche Arbeiten der letzten Jahre nominiert, die zuvor schon in den Preisverfahren auf Länderebene erfolgreich waren.

Die Große Nike ging 2022 an das Architekturbüro Staab Architekten und die Stadt Frankfurt am Main für das Jüdische Museum in Frankfurt. Bei diesem Um- und Neubauprojekt wurde ein klassizistisches Palais zum Bestandteil eines stadträumlich überzeugenden Ensembles gemacht. Ich freue mich, dass die Große Nike auch ein Beispiel für die „Sorge um den Bestand“ ist, die uns im BDA derzeit besonders beschäftigt.

Um den Bestand kümmert sich auch die Kategorie „Klassik-Nike“, die zum vierten Mal für ein Bauwerk aus der Zeit nach 1945, das sich über mindestens drei Jahrzehnte in der Nutzung bewährt hat, vergeben wird. Die Klassik-Nike ging an die Wohnanlage Genter Straße in München, die der junge Otto Steidle damals mit Doris und Ralph Thut für eine frühe „Baugruppe“ entworfen hat und in der heute noch das von dem 2004 verstorbenen Architekten gegründete Büro untergebracht ist. Die „lebenden Strukturen“ mit ihrem Stahlbetonfertigteil-Tragwerk haben 50 Jahre lang ihre Anpassungsfähigkeit und Resilienz bewiesen und sind damit vorbildlich auch für aktuelle Überlegungen zum Thema Wohnungsbau.

Susanne Wartzeck ist Präsidentin des Bundes Deutscher Architektinnen und Architekten BDA, Berlin

DIE NIKE – PREISE 2022

Große Nike
Jüdisches Museum, Frankfurt am Main
Architekturbüro
Staab Architekten, Berlin

Nike für Atmosphäre
John-Cranko-Schule, Stuttgart
Architekturbüro
Burger Rudacs Architekten, München

Nike für Symbolik
Verwaltungsgebäude mit Gewächshaus, Oberhausen
Architekturbüro
KUEHN MALVEZZI, Berlin

Nike für Fügung
Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch, Berlin
Architekturbüro
Ortner & Ortner Baukunst, Berlin

Nike für Komposition
Museums-und Kulturforum Südwestfalen, Arnsberg
Architekturbüro
bez + kock architekten bda, Stuttgart

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

ass cura®

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

Nike für Neuerung
Forschungshäuser Bad Aibling
Architekturbüro
Florian Nagler Architekten GmbH, München

Nike für Soziales Engagement
San Riemo, München
Architekturbüro
Arge Summacumfemmer Büro Juliane Greb, Leipzig

Klassik-Nike
Wohnanlage Genter Straße 13, München
Architekturbüro
Otto Steidle mit Doris und Ralph Thut, München

FÖRDERBEITRÄGE 2021

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Eberhard Steinert
Steinert Architekten GmbH

Eckhard Kunzendorf
E. Kunzendorf Architekt

Rainer Post
doranth post architekten GmbH

Ludwig Wappner
Allmann Sattler Wappner Architekten GbR

—

Laurent Brückner
Brückner Architekten GmbH

Robert Hösle
Behnisch Architekten

Florian Nagler
Florian Nagler Architekten

Hieronimus Nickl
Nickl & Partner Architekten AG

—

Moritz Auer
Auer Weber Assoziierte GmbH

Philip Auer
Auer Weber Assoziierte GmbH

Stefan Niese
Auer Weber Assoziierte GmbH

Stephan Suxdorf
Auer Weber Assoziierte GmbH

—

Christian Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Peter Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Rainer Hofmann
bogevischs buero GmbH

—

Hans-Peter Ritzer
bogevischs buero GmbH

—

Peter Ackermann
Ackermann Architekten

Rita Ahlers
Hilmer Sattler Architekten

Manfred Blasch
Blasch Architekten Regensburg

Peter Bohn
Peter Bohn + Assoziierte Gesellschaft
von Architekten mbH

Michael Feil
Michael Feil Architekten

Georg Hagen
Hagen GmbH

Volker Heid
Heid + Heid Architekten BDA Part mbB

Illig Wolfgang
Illig Bauer + Assoziierte Planungsteam für
Hochbau+Städtebau GmbH

Frank Lattke
Lattke Architekten

Christoph Maas
Architekturbüro GmbH

Johannes Müller
H2M-Architekten + Stadtplaner GmbH

Michael Ziller
zillerplus Architekten und Stadtplaner

—

Martin Hirner
Hirner und Riehl Architekten und
Stadtplaner Partg mbb

Peter Lanz
Architekt BDA

—

Thomas Eckert
Dömges Architekten AG

Robert Fischer
Dömges Architekten AG

—

Eric Frisch
Dömges Architekten AG

Michael Hetterich
Hetterich Architekten BDA

Matthias Hetterich
Hetterich Architekten BDA

HERBERT KOCHTA ZUM 90. GEBURTSTAG

Jörg Heiler

Wird einem die Erfüllung eines erfolgreichen, engagierten langen Lebens vielleicht doch schon in die Wiege gelegt? Die stand für Herbert Kochta 1932 in Mährisch-Ostrau im Sudetenland und wohl waren Kindheit und Jugend in der damals sich anbahnenden weltpolitischen Tragödie auch erst mal geprägt von all den Schrecken, die bis 1945 und darüber hinaus, das Leben in Europa bestimmt haben.

Dennoch muss sich der Berufswunsch des Architekten schon früh und schon dort veran-

kert haben, wie er in den ‚7 Fragen' in den BDA Informationen aus Anlass seines 85. Geburtstags berichtete.

Nach dem Verlassen der Heimat machte er sein Abitur 1951 in Wunsiedel in Oberfranken und gleich danach folgte das Studium der Architektur an der TH München und an der Königlichen Akademie in Stockholm – schon in dieser Zeit ein ihn vielleicht charakterisierender Schritt, über den Tellerrand hinaus blicken zu wollen.

Wenige Jahre nach der Eröffnung eines eigenen Büros in München 1960, wurde Herbert Kochta am Beginn seiner beruflichen Karriere 1964 in den BDA berufen. Seine engagierte Architektentätigkeit wurde bereits 1970 mit dem Kulturpreis der Stadt München und 1971 mit einem BDA Preis für eine Terrassenwohnanlage in Ottobrunn gewürdigt, die später in die Landesdenkmalliste aufgenommen wurde. Eine große Zahl, auch zeitlich anspruchsvoller ehrenamtlicher Tätigkeiten, wie der Vorsitz des Kreisverbandes München-Oberbayern, der Landesvorsitz des BDA Bayern und in dieser Zeit die Gründung der Stiftung des BDA Bayern mit dem Ziel, der Identität der Regionen nachzuspüren und die Qualität der Architektur auf dem Lande zu fördern, waren neben den Aufgaben, die ein großes Architekturbüro mit vielen erfolgreichen Wettbewerbs- und Bauaufgaben stellt, zu bewältigen.

Aber damit nicht genug an Ehrenamt: Mitglied der Stadtgestaltungskommission, Mitglied im Vorstand der Bayerischen Architektenkammer und dazu auch eine Lehrtätigkeit an der Fachhochschule München.

Das sind große Landmarken eines Berufslebens und davon nur einige erwähnt, was aber in intensiv gelebten neunzig Jahren noch alles Raum hatte, davon könnte Herbert Kochta, ein Grandseigneur zeitlebens, bestimmt abendfüllende Geschichten erzählen.

Durch seine, bis heute andauernde Präsenz und Verbundenheit mit dem BDA und sein großes Interesse an berufspolitischen und baukulturellen Fragen, bleibt er nach wie vor eine wichtige – durchaus kritische – Stimme in unserem Bund.

Wie könnte es anders sein, als dass dieses seit fast 60 Jahren gelebte Engagement schon 2011 mit der BDA Ehrenmitgliedschaft gewürdigt wurde.

Als ‚Enkelgeneration' – zu der ich, als derzeitiger Nachfolger im BDA Landesvorsitz, gehöre und der noch nicht einmal geboren war, als Herbert Kochta in den BDA aufgenommen wurde – wollen wir genau wie er, uns immer wieder den neuen Herausforderungen stellen, die Architektur als gesellschafts- und umweltprägendes Element zu gestalten und zu fördern. Deshalb sind wir dankbar, dass wir so wunderbare Vorbilder haben dürfen, die die Themen in unserem Verband geprägt und wichtige Beiträge in der Architektur geschaffen haben.

Wir gratulieren sehr herzlich und wünschen, dass Vitalität, Gesundheit und Lebensfreude ihn auch weiter in dieses neue Lebensjahrzehnt begleiten.

GERD FEUSER 90

Karlheinz Rudel

Lieber Gerd,
zu Deinen bisherigen runden und halbrunden (Alters-) Geburtstagen haben Dir an dieser Stelle berufenere Laudatoren gratuliert; Fred Angerer zum 75., Gerhard Haisch zum 80. und Ulrich Pfannschmidt zum 85.

Sie alle haben Dich als ausgezeichneten Architekten, als motivierenden Lehrer, als engagierten Vertreter unserer Interessen bei der Kammer, als begnadeten Zeichner und Aquarellisten und – nicht zuletzt – als liebenswürdigen Kollegen, zuverlässigen Freund und anregenden Tischgenossen gewürdigt.

Das kann man zum 90. Geburtstag nur wiederholen und bekräftigen.

Aber Du hast Dich nicht auf diesen verdienten Lorbeeren ausgeruht und „aufs Altenteil“ begeben, sondern bist bewundernswert aktiv geblieben; man muss die Würdigungen noch ergänzen: und als profunden Fachbuchautor!!!

Nach den viel beachteten meditativen Aquarellen zu Dantes Inferno und den atmosphärischen Skizzen und Aquarellen aus Oberitalien hast Du uns – und Dir – selbst!!! – nun ein weiteres ganz anderes Buch geschenkt.

Auf 100 Seiten, sympathisch autobiographisch eingeleitet und auch zwischendurch sehr persönlich gefärbt, berichtest Du über Deine „Großtaten“, wörtlich gemeint bis zu 170 Meter hoch, im übertragenen Sinn: als Architektenleistung.

„Kraftwerke 1980–2010“. Rückblick, zur Bauzeit, aktuelle Technik, die erforderlichen riesigen Bauten, daneben kleinmaßstäblichere Nebengebäude. Dann Überlegungen, die funktionell sehr festgelegten Anlagen in engem Rahmen zu ändern und zu gliedern, die schwierige Aufgabe, die gewaltigen Baumassen dennoch in Umgebung und Landschaft einzufügen, bis hin zu Details und Farbgebung, nachvollziehbar in Skizzen und Aquarellen, schließlich belegt durch eindrucksvolle Fotos der ausgeführten Projekte.

(Tipp: HKW München Süd, Schäftlarn/Brudermühlstraße und HKW München Nord, Unterföhring (sehe ich von meiner Wohnung öfter im Abendlicht glänzen!) sind in der Nähe und nicht zu übersehen!).

Du kannst aber nicht nur „groß“. Wer Dein nach Quadratmetern eher kleines, aber großzügiges intelligentes und harmonisches Haus kennt, der weiß, dass Du auch ein Meister der kleinen Form bist: siehe Deine gerundete pfiffige Küche, bis ins kleinste Detail ausgeklügelt und gezeichnet!

Und das muss noch erwähnt werden: Du hast – heute fast exotisch – nie ein Auto gefahren. Als Fußgänger hast Du kritisch und anregend – mehr gesehen und gedacht. „Wer an der Uni in der Ludwigstraße aussteigt und ins Büro geht, macht an dem Tag keine kleinliche Architektur“, so ähnlich erinnere ich mich an ein Gespräch! (Kleinkariert ist nur Dein bevorzugtes Zeichenpapier – obwohl Du beinahe auch ein Computerfreak bist!).

Lieber Gerd: der BDA dankt und gratuliert Dir und wünscht Dir alles Gute, damit er Dir auch zum 95. Geburtstag (wie sagt Dein Kölner Landsmann Adenauer auf einen solchen Wunsch eines Journalisten hin: „Sie werden doch der Güte Gottes keine Grenzen setzen wollen.“) hier wieder einen herzlichen Glückwunsch widmen kann!

Ich schließe mich an. Du bist ein belesener, informierter und scharfsinniger – auch scharfzüngiger! – Gesprächspartner. Die Tafelrunden in einem Deiner gastlichen italienischen (weil Italienisch sprichst Du fließend) Lokale sind stets – und hoffentlich noch lange – ein Vergnügen.

Ich wiederhole Gerhard Haisch: „Bleib so“

GERHARD GRELLMANN 85

Rainer Kriebel und Christian Teichmann

„Man sollte in Zelten wohnen.“

Warum dieses Zitat aus einem Gedicht von Goethe?

Zunächst, da Gerhard Grellmann es als Erörterungsthema seiner Aufnahmeprüfung 1957 an die TH München erinnert und uns im Büro erzählte. Ihm ist es über die Jahrzehnte wichtig geblieben.

Wichtig, um uns darzulegen, dass Architektur zu lernen und zu leben mit geistiger Auseinandersetzung, mit Erörterung – also intellektueller Ortssuche – aber auch mit Poetik zu tun hat.

Wichtig auch, da der Satz Leichtigkeit und tiefe Lebensweisheit zu verbinden und auszustrahlen vermag.

1937 in Zeitz in Sachsen geboren, kam die Familie in Folge des Krieges nach Versbach bei Würzburg. Trotz der nur kurzen sächsischen Zeit ist Gerhard Grellmann die typische Sprachmelodie erhalten geblieben.

Nach Studium an der TH München ging er zunächst 1964 nach Rheydt bei Köln, zur Mitarbeit ins Architekturbüro von Alfons Leitl, dem Gründer und Herausgeber der Monatszeitschrift Baukunst und Werkform, dem führenden Forum der westdeutschen Nachkriegsmoderne und Vorläufer der db. Deutsche Bauzeitung.

1965 rief sein Vater ins heimatliche Architekturbüro nach Würzburg. Dort erarbeitete er sich mit – stetigem Wettbewerbserfolg – beginnend 1966 mit dem Evang.-Luth. Gemeindezentrum Gostenhof in Nürnberg – ein breites Arbeitsfeld für funktionale und nachhaltige Architektur, die Einfachheit und lichte Heiterkeit verbindet.

Sein Interesse galt dem Bauen für die Gemeinschaft und hier insbesondere dem Kirchenbau.

Für die Evangelisch-Lutherische Landeskirche folgten hier über die Jahrzehnte Kirchenbauten, die er nutzte, um in Zusammenarbeit mit zeitgenössischen Künstlern das „Versammeln um den Tisch des Herrn“ immer neu auszuloten.

1972 Thomaskirche Würzburg, mit Heinz Heiber
1984 Apostelkirche Gerbrunn mit Karlheinz Hoffmann
1968 Hoffnungskirche Würzburg-Versbach
1996 Matthäuskirche Schwabach, mit Manfred Mayerle
1998 Philippuskirche Eisingen, mit Werner Mally
2002 Johanneskirche Bad Bocklet,
mit Werner Mally und Norbert Kleinlein
1973 holte er seinen Studienkommilitonen und Freund
Florian Leitl als Partner nach Würzburg.

Ab 1996 übergab er mit erstaunlichem Zutrauen schrittweise das Büro an seine Nachfolger und beendete 2006 seine aktive Zeit.

Langjähriges Engagement in Wettbewerbsausschüssen, Tätigkeit als Preisrichter, Lehraufträge an der Fachhochschule Würzburg, Vorsitze im BDA-Kreisverband Würzburg-Unterfranken, des Baukunstbeirates der Stadt Würzburg, des Studiengangs Baumanagement der FH Würzburg nutzte er, um mit seinem unabhängigen Geist für Baukultur zu werben und zu kämpfen.

Als Mitglied der Vertreterversammlung der Bayerischen Architektenkammer galt sein Interesse, das Ansehen der Regionen zu stärken und war maßgeblich beteiligt an der Gründung des Treffpunktes Architektur Unterfranken der Bayerischen Architektenkammer, in dessen Folge die Regionalisierung der Kammerpräsenz und der Öffentlichkeitsarbeit vor Ort bis zum heutigen Tag fortschreitet.

Mit dem Neubau des Jüdischen Gemeindezentrums und Museums Shalom Europa in Würzburg konnte er am Ende seiner aktiven Laufbahn all seine Erfahrungen und seine architektonischen Werte in ein modernes, lichtes, offenes Haus einbringen und mit

einer kulturell einzigartigen Bauaufgabe seine aktive Laufbahn beenden.

Eine chronische Belastung seiner Gesundheit hindert ihn nun jedoch nicht, seine Begeisterung für die Schönheit der Welt mit Segeln und Reisen, für die Schönheit des Geistes mit Literatur und für die Schönheit des Empfindens mit Konzertbesuchen zu leben.

EBERHARD SCHUNCK ZUM 85. GEBURTSTAG

Anne Hugues

Dieses Jahr wollte Eberhard Schunck, der sonst gerne und groß feierte, nicht feiern, zu ungeheuer erschien ihm die Zahl 85, wobei ihm die 80 noch kaum Eindruck gemacht hatte. Ist er ja auch insgesamt im Vergleich zu Anderen seines Alters fast in jeglicher Hinsicht überaus fit. Er lacht gerne und streitet fast ebenso leidenschaftlich über Gott und die Welt (nicht nur Architektur, auch Musik, Kunst, Bücher, Politik) wie vor 60 Jahren (seitdem ich ihn – als Studienfreund meines Vaters – kenne); nur in einigen Aspekten vielleicht etwas milder, zweifelnder. Wobei zumindest mir diese Diskussionen schon aufgrund der geführten Leidenschaftlichkeit immer Spaß machen und Spaß gemacht haben, einige Wenige mögen sich aufgrund dieser Intensität mitunter auch verletzt gefühlt haben. Eberhard ist jenseits der Architektur, die u.a. in abendlichen Gesprächen zwischen den mitunter konkurrierenden Studienfreunden diskutiert wurde, ein ausgesprochener Familienmensch. Die rituellen Treffen mit den Familien seiner Töchter gibt es umso mehr, seit ihn seine Frau nun schon vor über 30 Jahren unerwartet und unbegreiflich verlassen musste, was er wohl immer mit sich herumtragen wird. Sie konnte ihn somit kaum noch bei seinem letzten Karriereschritt (nach seinen Professuren in Augsburg und in Stuttgart) zurück nach München an die TU begleiten bzw. genießen, dass er endlich für die Lehre, die er ebenso engagiert wie sein Büro betrieb, nicht mehr pendeln musste, sondern zu Hause in München leben konnte.

Als Professor in der Fakultät Ingenieurwesen war es ihm ein Anliegen, Verständnis für die Architektur über die reine Statik hinaus bei seinen Studenten zu vermitteln, was ihm mit der ihm eigenen Begeisterungsfähigkeit sicher gelang. Noch an der TU Stuttgart ca. 1986 begann er akribisch sein – wohl jedem bekanntes – Standardwerk, den neuen Dachatlas zu entwickeln, der inzwischen nicht nur Wiederauflagen sondern auch etliche Übersetzungen erfahren hat. Auch im Bereich Dach lag sein Interesse an den superleichten Betonschalendächern von Isler, über die er nicht nur sehr begeistert und bunt erzählen konnte, sondern auch ein Buch schrieb. Sein Architekturbüro, das er mit seinem Partner Dieter Ulrich und zeitweise auch mit Norbert Krausen über 40 Jahre erfolgreich führte, beendete er aktiv, um sofort in einen ebenso aktiven Unruhestand überzugehen. In diesem widmet er sein Engagement und seine Tatenkraft dem Leben im olympischen Dorf wo er, unterstützt durch viele Kollegen, im Rahmen der Interessengemeinschaft der Einwohner in der Olywelt Strukturen und Abläufe erneuern hilft, um die Lebensqualität dort zu erhalten bzw. zu verbessern. Schon seit über 20 Jahren begleitet ihn nun seine ebenso lebhafte Partnerin Monika, mit welcher er auch gerne und oft seinen Zweitwohnsitz in Venedig aufsucht und die eine dritte Tochter mit Familie ins ohnehin schon bunte Familienleben mitbrachte. Sie möge ihn noch lange so jung und streitbar halten wie er heute ist.

Alles Gute für die Zukunft und weiter ausgiebig Grund und Gelegenheit, aus vollem Herzen zu lachen, lieber Eberhard, wünscht auf diesem Weg auch für den BDA: Anne Hugues

JOHANNES BERSCHNEIDER ZUM 70. GEBURTSTAG

Karlheinz Beer

Nur wer selber brennt, kann andere anfeuern – mit diesem Aphorismus des Oberpfälzer Schriftstellers und Mundartdichters Hermann Lahm ist das erfolgreiche Wirken von Johannes Berschneider prägnant gefasst.

Im Jahr 2000, als er den Vorsitz des BDA-Kreisverbands Niederbayern-Oberpfalz ehrenamtlich übernahm, formulierte er gleich zu Beginn seine Ziele für eine tatkräftige Vermittlung von Baukultur der Region. Er sah sie schon damals vor seinem geistigen Auge: die Vortragsreihen, die Filme, Interviews und Regionalpreise, die herausragenden Publikationen über die Region, neue identitätsbildende Veranstaltungsorte. Nun, 20 Jahre später, dürfen wir voller Freude feststellen, dass alle diese Ideen durch seinen unermüdlichen persönlichen Einsatz für Baukultur eine große Wirkung entfalten konnten.

Johannes Berschneider hat die Region und Bayern nicht nur durch seinen beständigen Dialog mit der Bürgergesellschaft um die

Themen Qualität, Innovation und Schönheit geprägt, sondern auch durch die Werke seines Büros, das er zusammen mit seiner Frau Gudrun aufgebaut und zu großen Erfolgen geführt hat.

Sein Erfolg lag auch in seiner Fähigkeit, sein Umfeld bei visionären Projekten mitnehmen zu können. Seine offene und begeisternde Art ließ nie einen Zweifel aufkommen, wenn er seine neuen Vorhaben in den Gremien des BDA oder der Kammer skizzierte. Man wusste, was Johannes angeht: Es wird gut! Die Zusammenarbeit mit ihm hat eine unglaubliche Freude bereitet. Nicht nur mit Blick auf das zu erwartende Ergebnis, sondern insbesondere aufgrund seiner unverstellten Dialogfähigkeit und seiner Bereitschaft, Kritik mit herzlichem Humor zu kontern.

Johannes hat uns begeistert! Er hat für die Oberpfalz und auch darüber hinaus ein neues Selbstverständnis erarbeitet und zugleich im kameradschaftlichen Geist Netzwerke geschaffen, die sich einer erfolgreichen Vermittlung von Baukultur widmen konnten. Wir haben Johannes so viel zu verdanken – und wünschen ihm heute zum runden Geburtstag angesichts seiner schweren Krankheit viel Kraft und Zuversicht. Lieber Johannes, wir nehmen das Feuer gern an und tragen es in Deinem Sinne weiter.

DIE OASE...ODER DER HAFEN

Klaus Friedrich

Marcel Marx (André Wilms) war Schriftsteller und ist jetzt Schuhputzer. Er arbeitet in Le Havre in der Umgebung des Bahnhofs und lebt mit seiner Frau Arletty (Kati Outinen) und der Hündin Laïka bescheiden in einem kleinen Haus. Sein stiller Begleiter auf der Arbeit ist ein chinesischer Kollege namens Chang.

Im Hafen der Stadt wird durch Zufall ein Container mit afrikanischen Flüchtlingen entdeckt und geöffnet. Einer der Eingeschlossenen, ein Junge aus Gabun, nutzt die Gelegenheit zur Flucht und hält sich an den Piers versteckt. Hier trifft Marx eines Mittags auf ihn. Der Umstand, dass sich seine Frau aufgrund einer Krebserkrankung im Krankenhaus behandeln lassen muss, gestattet ihm, den Jungen (Idrissa) bei sich zu Hause zu verstecken. Er wird ihn bei seinem Vorhaben unterstützen, den Ärmelkanal zu überqueren, um in England bei Verwandten unterzukommen.

Was nach einem bekannten Flüchtlingsschicksal in Europa mit tragischem Ende klingt, erzählt Aki Kaurismäki´s Le Havre in Form eines Märchens mit Mitteln, die aus der Welt des Theaters stammen. Es beginnt damit, dass der gesamte Film in gedämpfte Petrolfarben getaucht ist, setzt sich fort bei den stilistisch arrangierten Innenräumen, den Naheinstellungen der Kamera und den statementhaften Sätzen der Darsteller, die ein Dahingleiten der Handlung unterbinden. Die einzelnen Sequenzen und Standfotos gewinnen dadurch an Eindringlichkeit und Tiefe, die ihre Wirkung auf die Zuschauer ähnlich einem Kammerspiel nicht verfehlen.

Beim Öffnen des Containers begegnen uns beispielsweise nicht wie man erwarten könnte, die Gesichter vom Schicksal gezeichneter und entkräfteter Hilfesuchender. Stattdessen werden wir wortlos angeblickt, von gut gekleideten Menschen voller Schönheit und Selbstbewusstsein. Es ist ein fast vorwurfsvolles Schweigen, das sich erst mit dem Hinzukommen von Sanitätern und leiser Musik auflöst. Auch die Zeit, in die die Handlung des Films gesetzt ist, erscheint anhand der Kleidung, des Mobiliars und der inszenierten Automobile klar. Es ist das Frankreich der 60er Jahre. Das Eintreten der Flüchtlinge in die Erzählung irritiert daher in doppelter Hinsicht. Die anhand von bildlichen Attributen gewonnene Gewissheit mutiert zur Frage: Gab es Fluchtversuche in Containern bereits zu dieser Zeit, oder ist es eher als Verweis auf die Ursprünge

der Migrationsbewegungen zu deuten? Doch mit dem Einblenden der Nachrichten von der Zerstörung des Dschungels von Calais wird ein historisch belegter Zeitpunkt aus dem Jahr 2009 mit der Erzählzeit überlagert.

Bei Marx Bemühungen, seinem Schützling zur gewünschten Überfahrt zu verhelfen, erhält er unerwartete Unterstützung. Das Schicksal seiner Frau Arletty ist wie das von Idrissa bis zum Ende offen. Großartig ist die Gelassenheit und Ruhe, mit der Kaurismäki´s Charaktere ihrem inneren Kompass folgen. So verhandelt Le Havre ein auf anderer Ebene bedrückend aktuelles Thema, ohne zu einer moralinsauren Anklage zu geraten. Ein äußerst sehenswerter Film!

Le Havre, 2011, Regisseur Aki Kaurismäki, verfügbar auf ARTE bis 14.08.2022

AUSSTELLUNGEN

MÜNCHEN

Fujiko Nakaya. Nebel Leben
Haus der Kunst
bis 31. Juli 2022

Die Nebelskulpturen von Fujiko Nakaya bestehen vollständig aus Wasser. Sie fordern traditionelle Vorstellungen von Skulptur heraus, indem sie sich je nach Temperatur, Wind und Atmosphäre in jedem Augenblick verändern. „Fujiko Nakaya. Nebel Leben“ ist die erste umfassende Werkschau von Fujiko Nakaya (*1933 in Sapporo, Japan) außerhalb Japans. Nakaya wurde in den 1960er Jahren als Mitglied des New Yorker Kollektivs Experiments in Arts and Technology (E.A.T.) bekannt und erlangte internationales Renommee für ihre immersiven Nebelkunstwerke, die sich über die traditionellen Konventionen der Bildhauerei hinwegsetzten, indem sie temporäre, grenzenlose Transformationen erzeugten, die das Publikum mit einbeziehen und der Atmosphäre Gestalt verliehen. Schon früh beschäftigte sich Nakaya mit ökologischen Fragen und arbeitete mit Wasser und Luft – Elemente, die angesichts der Klimakrise eine besondere Bedeutung gewonnen haben. Von den frühen Gemälden der Künstlerin bis hin zu ihren Nebelskulpturen, Ein-Kanal-Videos, Installationen und Dokumentationen, die Nakayas kulturelle und soziale Bezüge aufzeigen, bietet diese erlebnisorientierte Ausstellung einen umfassenden Überblick über eine der bedeutendsten Künstlerinnen Japans.

www.hausderkunst.de/ausstellungen/fujiko-nakaya-nebel-leben

50 Jahre Olympische Sommerspiele München 1972

2022 steht ganz im Zeichen des 50jährigen Jubiläums der Olympischen Spiele in München 1972. Das gesamte Programm findet sich unter:

www.muenchen1972-2022.de

Olympiapark
Sport-Hub 72

Der Jubiläumspavillon am Fuße des Olympiaturms ist Teil der dezentralen Ausstellung zum 50. Jubiläum des Olympiaparks. Er präsentiert sich fröhlich und farbenfroh und versteht sich als

zentraler Anlaufpunkt für die Jubiläumsfeierlichkeiten der Stadt. Als evolutionäre Weiterentwicklung der sogenannten „Kleinstbauten“ der Olympischen Spiele 1972 überrascht der Pavillon mit seiner ungewöhnlichen Position: Er steht mitten im Olympiasee und erlaubt eine neue, ungesehene Perspektive auf den Park. Im „Sport–Hub 72“ dreht sich inhaltlich alles um die Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Sports im Olympiapark.

www.olympiapark.de/de/der-olympiapark/presse/details/article/eine-ausstellung-drei-orte/

MENDRISIO

Heinrich Tessenow. Annäherungen und ikonische Projekte
Teatro dell’architettura Mendrisio
bis 17. Juli 2022

Heinrich Tessenow (1876–1950) wird gerne und zuerst mit kleinen Wohnhäusern für Arbeiter, Handwerker und Kleinbürger in Verbindung gebracht. Doch hat er auch eine Reihe von ikonischen Gebäuden entworfen, deren Stadtideal die Kleinstadt mit 20’000 bis 60’000 Einwohnerinnen und Einwohnern war. In der Ausstellung sind deshalb auch Projekte für Schulen und Verwaltungsgebäude zu sehen, die zeigen, dass Tessenow sehr wohl fähig war, für die Großstadt zu planen.

Zu sehen sind Originalzeichnungen aus privaten und öffentlichen Sammlungen sowie zahlreiche, von Studierenden der Accademia angefertigte Modelle seiner Projekte, Interpretationstafeln, Reliefs von Gebäudeteilen in Frottagetechnik, Materialproben, Publikationen, Fotos und Videos sowie einige von Tessenow selbst entworfene Einrichtungselemente. Die Ausstellung folgt drei Themenkreisen: „Bauen in der Landschaft“, „Projekte für die Großstadt“, sowie „Das große Haus und das kleine Haus“. Zwischen den Zeilen fragt sie natürlich auch, welche Bedeutung Tessenow, seine Bauten, Schriften und Zeichnungen heute haben.

www.hochparterre.ch/nachrichten/architektur/blog/post/detail/tessenow-im-tessin/1647343066/

www.heinrich-tessenow.ch

VORSCHAU

Die Olympiastadt München
Architekturmuseum der TUM in der Pinakothek der Moderne
7. Juli 2022 – 8. Januar 2023

Seit Anfang der 1960er-Jahre befand sich München in einem rapiden Stadtumbau. Die Vergabe der olympischen Spiele an München löste einen weiteren Schub aus. In Abgrenzung zur Olympiade in Berlin 1936 und dem Missbrauch der Spiele für propagandistische Zwecke des NS-Regimes sollte München ’72 als die „heiteren Spiele“ in die Geschichte eingehen. Mit dem Olympiapark entstand eine weltweit einmalige Anlage, bei der Sportstätten und Landschaft eine harmonische Symbiose eingehen.

Die Ausstellung des Architekturmuseums der TUM spannt mit zahlreichen Dokumenten und Modellen einen thematischen Bogen vom Umbau der Stadt über die „Olympiade im Grünen“ mit dem weltberühmten Zeltdach und einem neuen visuellen Erscheinungsbild bis zum olympischen Erbe. Fragen nach Selbstdarstellung, Nachhaltigkeit und Demokratieverständnis stehen im Fokus der Präsentation.

www.architekturmuseum.de/ausstellungen/die-olympiastadt-muenchen/

Design für Olympia
Die Neue Sammlung – The Design Museum, Pinakothek der Moderne
8. Juli – 3. Oktober 2022

Als größte Sportereignisse der Welt sind die Olympischen Spiele seit jeher Motor und Ziel von Innovationen. Nicht nur AthletInnen konkurrieren bei Olympischen und Paralympischen Spielen miteinander. Die Hersteller von Sportgeräten versuchen sich in der Ausstattung der SportlerInnen genauso zu übertreffen wie die austragenden Länder über die visuelle und architektonische Gestaltung der Spiele.

Zum 50. Jubiläum der Olympischen Spiele in München 1972 nimmt Die Neue Sammlung diese vielfältigen Verflechtungen von Design und Olympia in den Fokus. Die Ausstellung zeigt anhand ausgewählter Objekte und Grafiken, wie sich Ideenreichtum, Innovationsgeist und technischer Fortschritt im Design für die Olympischen und Paralympischen Spiele spiegeln und welche Werte und Ziele in der Gestaltung für Olympia zum Ausdruck kommen.

www.dnstdm.de/design-sports/

ARCHITEKTUR IM FERNSEHEN

Architektur in der BR und in der ARD Mediathek Münchner Ringstraßen. Verkehrsplanung

Auf der Fahrt im Cabriolet erklärt BR-Reporter Heinz Bohnenkamp die Planungen des Straßenverkehrs für die Stadt München. Der Altstadtring mit diversen Tunnelbauten führt um die Innenstadt und erfordert unweigerlich den Abriss von Gebäuden. Auch die zweite Großbaustelle, die Umfahrung der bayerischen Hauptstadt auf dem Mittleren Ring, ist eine gewaltige Bauaufgabe. Ein Einblick in die Landeshauptstadt im Jahr 1965.

www.br.de/mediathek/video/br-retro-muenchner-ringstrassen-verkehrsplanung-1965-av:6250429ee1b4a30009ed2415

Streit um Lederhosen-Baustil am Tegernsee 1965

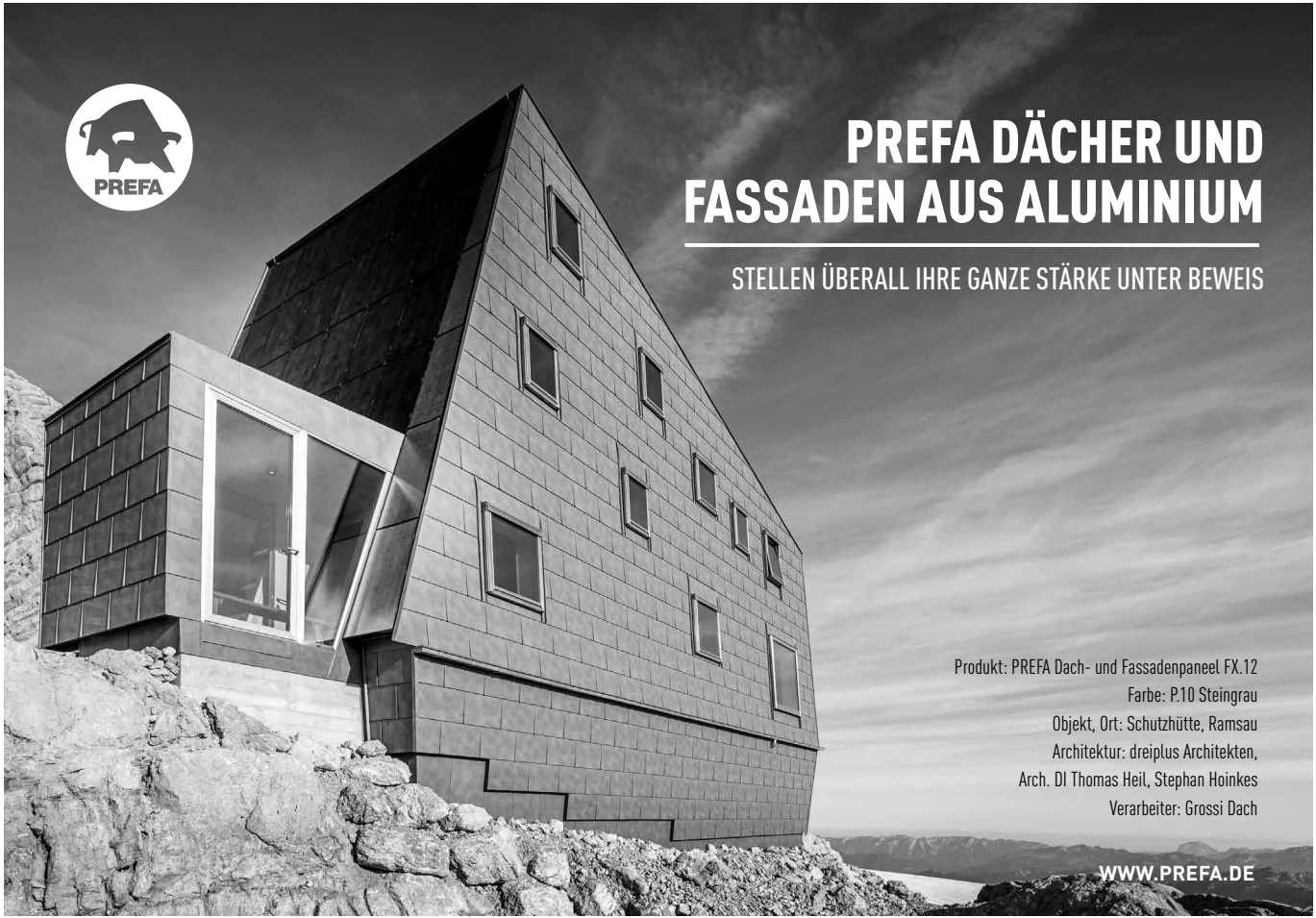
1965 entbrennt in Bad Wiessee am Tegernsee eine hitzige Debatte um den guten Geschmack. Die eine Seite verteidigt das traditionelle Tegernseer Bauernhaus, während die Gegenseite vom „Lederhosen-Baustil“ abkommen will. BR Retro Oberbayern (mit Ernst Maria Lang und Werner Wirsing)

www.br.de/mediathek/video/br-retro-streit-um-lederhosen-baustil-am-tegernsee-1965-av:6065ffbab6cd87001afab414

Weltraummode von 1965

Futuristische Kopfbedeckungen von André Courrèges, mit denen die modebewusste Frau 1965 auch für einen Besuch im Weltraum gerüstet ist.

www.br.de/mediathek/video/br-retro-weltraummode-von-1965-av:606600317b964e001a845f50


PREFA
PREFA DÄCHER UND FASSADEN AUS ALUMINIUM
STELLEN ÜBERALL IHRE GANZE STÄRKE UNTER BEWEIS
Produkt: PREFA Dach- und Fassadenpaneel FX.12
Farbe: P.10 Steingrau
Objekt, Ort: Schutzhütte, Ramsau
Architektur: dreiplus Architekten,
Arch. DI Thomas Heil, Stephan Hoinkes
Verarbeiter: Grossi Dach
WWW.PREFA.DE

IMPRESSUM

Herausgeber:
BDA Bund Deutscher Architektinnen und Architekten, Landesverband Bayern e.V.
Türkenstraße 34
80333 München

Die BDA Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr.
www.bda-bund.de/bda-informationen

Redaktion:
Ltd. Redakteur dieser Ausgabe:
Dr.-Ing. Cornelius Tafel, München; (V.i.S.d.P);
Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, München;
Dipl.-Ing. Michael Gebhard, München;
Dr.-Ing. Irene Meissner, München

AutorInnen:
Dipl.-Ing, Karlheinz Beer, Weiden, Prof. Dr. Martin Düchs, Bamberg, Dipl.-Ing. Jörg Heiler, Kempten, Dipl.-Ing. Anne Hugues, München, Dipl.-Ing. Rainer Kriebel und Dipl.-Ing. Christian Teichmann, Würzburg, Prof. Dipl.-Ing. Karlheinz Rudel, München, Dipl.-Ing. Susanne Wartzeck, Dipperz/Berlin und die Mitglieder der Redaktion

Für den Inhalt der Beiträge ist ausschließlich die jeweilige Autorin und der jeweilige Autor verantwortlich.

Layout und Gestaltung:
Sabine Seidl, Pfaffenhofen

Textredaktion:
Christa Weissenfeldt, München

Druck:
Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Umschlag:
170 g/qm Fedrigoni Woodstock Noce FSC

Schrift:
Circular

Einsendungen werden an den BDA Bayern erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTINNEN
UND ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN